KAPT. DAVID WOODARD'S GESCHICHTE SEINER SCHICKSALE...

David Woodard, Theophil Friedrich Ehrmann



Kapt. David Woodard's
Geschichte
seiner
Schicksale und seines Aufenthalts
auf
der Insel Celebes,
nebst
Nachrichten
von derselben und ihren Bewohnern.

Aus dem Englischen.

Mit
einer Einleitung und einigen Anmerkungen
herausgegeben
von
T. F. Ehrmann.

Mit einer Charte.

Weimar,
im Verlage des F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs
1805.

/

Bibliothek
der
neuesten und wichtigsten
Reisebeschreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
systematischen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten gesammelt
und

herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgesetzt
von
T. F. Ehrmann.

Vier und zwanzigster Band.

Mit Kupfern und Charten.

Weimar,
im Verlage des F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs.
1805.



Inhalt
des XXIV. Bandes.



Vorrede

des Teutschen Herausgebers.

Unter den neuen, in den letzten zwei Jahren in England erschienenen Reisebeschreibungen zeichnete sich die unter nachstehendem Titel herausgegebene in mehr als einer Rücksicht sehr vortheilhaft aus:

The Narrative of Captain *David Woodard* and four Seamen, who lost their ship while in a boat at sea, and surrendered themselves up to the Malays in the Island of *Celebes*, containing an interesting Account of their sufferings from hunger and various hardships and their escape from the Malays after a captivity of two years and a half; also an account of the manners and customs of the country, and a description of the harbours and coasts etc. together with an

introduction, and an Appendix, containing Narratives of various escapes from Shipwrecks, under great hardships and abstinence; holding out a valuable Seaman's Guide: and the importance of union. confidence and perseverance in the midst of distress. (Mit dem Motto:)

„There's a sweet little Cherub sits perch'd up aloft,
To keep watch for the life of poor Jack."

DIBDIN.

Second Edition. London 1805. — XXXII, und 235 Seiten in gr. 8. Mit Kupfern und Charten.

Diese Reisebeschreibung besitzt nämlich die Vorzüge der Neuheit und der angenehmen Unterhaltung mit einem hinreißenden Reize zur Theilnahme verbunden, indem sie die sehr interessanten Schicksale eines noch lebenden Seefahrers in einem gefälligen Gewande darstellt, dabei nicht minder interessante Nachrichten von einer noch nicht hinreichend bekannten Insel, nämlich Celebes und ihren Bewohnern enthält, und überdies mit dem unverkennbaren Stämpel der Glaubwürdigkeit bezeichnet ist. Hieraus läßt sich der ein günstiges Vorurtheil gebende Umstand erklären, daß in Jahresfrist bereits die zweite Auflage dieses mit Beifall aufgenommenen Werkchens erscheinen konnte.

Wir müssen hier nur noch als Auszug aus der Einleitung des Englischen Herausgebers die Entstehungsgeschichte des Werkchens mittheilen, welche folgende ist.

Kapt. Woodard fuhr nach seiner Rückkehr aus Ostindien mit dem Schiffe Amerika das er kommandirte, nach England. Auf Befehl der Schiffseigenthümer kam er zu Ende des Julius 1796 nach London, um im Namen derselben mit dem Handelshause Vaughan und Sohn Geschäfte in Ordnung zu bringen. Er logirte in diesem Hause. Zufälliger Weise entschlüpfte ihm hier einige Erwähnung seiner Schicksale, dies machte die Anwesenden anfmerksam; man bat ihn um die mündliche Erzählung derselben und Herr William Vaughan schrieb sie nieder. Der Kapitän las nachher den Aufsatz durch, bestätigte durch seine Unterschrift den Inhalt, und willigte in den Druck desselben. So entstand der Hauptheil dieses Werkchens, und mehrere glaubwürdige Zeugen bestätigten seine Wahrhaftigkeit. —

Diesem fügte nun der genannte Herausgeber

aus eigenen Mitteln einen Anhang bei, welcher eine Menge Schiffbruchs- und Unglücksgeschichten enthält, die zum Theil neu, zum Theil schon bekannt, übrigens unterhaltend, doch etwas zu kurz sind.

Dieser Anhang ist in gegenwärtiger — sonst ganz unabgekürzter — Uebersetzung weggelassen worden, weil er durchaus keine Ausbeute für die Geographie giebt. Auch sind die Kupfer, welche Woodard's Schattenriß, Schiffe und Waffen der Einwohner von Celebes vorstellen, weggelassen, und nur die skizzirte Charte dieser Insel ist beibehalten und in getreuer Kopie beigelegt worden.

Dagegen hat der Herausgeber eine kurze Einleitung und einige Anmerkungen beigefügt.

T. F. Ehrmann.

Inhalt.

Seite

Erste Abtheilung.

Kapt. Woodard's Schicksale und Aufenthalt auf der Insel Celebes.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Erster Anhang.

Zweiter Anhang.

Dritter Anhang.

Einleitung.

Die Insel Celebes oder Makassar, *) welche von den Geographen zu den Sunda-Inseln gerechnet wird, liegt im Ostindischen Archipelagus, im großen östlichen Indischen Meere, zwischen den Inseln Borneo, Dschilolo und den Philippinen, war dem Namen und der Lage nach schon frühe den Europäern bekannt, wurde aber erst später und zwar zuerst von den Portugiesen besucht, welche sich in der Folge auf derselben niederließen und einen Theil sich unterwürfig machten.

Garcia Henriquez suchte diese Insel im J. 1525 zuerst auf, weil sie schon damals in großem Rufe

*) Eigentlich heißt nur die Westküste Makassar (richtiger: Mangkassar) und die Ostküste Celebes.

Woodard. * *

wegen ihrer Goldbergwerke stand; aber die Einwohner verwehrten ihm die Landung. *) Erst im Jahre 1540 gelang es den Portugiesen, dieselbe näher kennen zu lernen und sich auf derselben niederzulassen. **)

Als die Holländer sich im 17ten Jahrhunderte der Portugiesischen Besitzungen in Ostindien bemächtigten, so verjagten sie dieselben auch aus der Insel Celebes, wo sie bisher ansehnliche Niederlassungen besaßen.

Seit dritthalbhundert Jahren haben also Europäer feste Niederlassungen auf dieser Insel, haben sich einen Theil derselben unterwürfig gemacht und stehen in beständigem Verkehre mit den Einwohnern — und doch haben wir noch keine bestimmte, ausführliche, genaue Kenntniß von einem in so mancher Rücksicht wichtigen und interessanten Lande. — Daran ist grossen Theils absichtliche Verheimlichung Schuld!

Die Nachrichten von Celebes, welche wir in älteren Reisen nach Ostindien finden, selbst die, welche Valentyn in seinem schätzbaren Werke: Beschryving

*) Barros II. S. 252.

**) Couto I. S. 480.

van Oud- en Nieuw-Ooſtindien (t'Amſt. en Doort, 1724—1726. gr. Fol. VIII. Deelen. m. K. Vl.) ſind theils nicht befriedigend, theils, beſonders was die Topographie betrifft, unter ſich und den neueren widerſprechend. — Nik. Gervaiſe's Déſcription du Royaume de Macaçar (à Ratisbonne, 8. 1700) iſt den heutigen Geographen beinahe unbekannt und ſcheint auch bloß Kompilation zu ſeyn.

Aus den meiſten älteren hiehergehörigen Berichten iſt die Beſchreibung von Celebes im XI. Bande der Allgem. Hiſtorie der Reiſen zuſammengeſchrieben, wozu im XVIII. ein Nachtrag geliefert worden iſt.

Die neueſten Nachrichten hat der Engliſche Schiffskapitän Forreſt *) und der Holländer Radermacher **) und dann unſer Woodard geliefert.

*) In ſeiner Reiſe nach Oſtindien. Auszug in Sprengel's Neuen Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, XIIr Thl.

**) Im IV. Bande der Verhandelingen van het Bataviaasch Genotschap der Konsten en Wetenschapen, Auszug im I. Thl. der Sprengelſchen Neuen Beiträge, wobei auch Duhrs Abhandlung über die Goldminen auf der Inſel Celebes (aus dem III. Bande gedachter Verhandelingen etc.) benutzt worden.

Schade, daß diese drei in Rücksicht der Topographie so wenig mit einander und mit den älteren Berichten übereinstimmen.

Als Probe davon folgt hier zur Uebersicht ein kurzer Auszug aus Forrest's Nachrichten mit denen von Radermacher verglichen, welche man nun mit Woodard's Angaben zusammenhalten kann.

Uebersicht
der
Insel Celebes.

(Vorzüglich nach Forrest und Radermacher.)

Die Insel Celebes erstreckt sich vom 6° 10′ südlicher bis zu 2° nördlicher Breite, und vom 115° 40′ der Länge bis zu 121° 40′ *) und wird von den Eingebornen und den Malaien — Nigri-Oran-Buggeß, (das Land der Buggeß-Männer) zuweilen auch Tanna Makassar genannt. Sie ist sehr unregelmäßig gestaltet, und ungefähr so groß, wie Großbrittannien oder England und Schottland zusammengenommen. — Der Flächenraum beträgt über 4000

*) Nach Forrest; — nach Radermacher erstreckt sich die Insel vom 1° 30′ S. Br. bis zu 5° 30′ N. Br.

(4270) geogr. Quadratmeilen *) und die Zahl der Einwohner wird auf drei Millionen Seelen geschätzt.

An der Südseite der Insel ist ein tiefer Meerbusen, welcher sich weit landeinwärts erstreckt, und der Insel eine hufeisenähnliche Gestalt giebt; diesen nennen die Eingebornen Sewa, die Holländer Bucht von Bony, die Engländer aber die Buggeßbai. An der nordöstlichen Seite der Insel ist noch ein tiefer Meerbusen, der eigentlich der Meerbusen von Tomini heißt. Gewöhnlich nennt man ihn Gorangtellu oder Gunongtellu, (den Berghaven). Dieser erstreckt sich so weit ins Land hinein, daß ihn nur noch eine schmale Landenge, welche der Isthmus von Palos genannt wird, von dem westlichen Meere trennt, und eine Halbinsel bildet. An der nördlichen Seite dieser Halbinsel liegt Manado und die Holländische Niederlassung Fort Amsterdam, wo die Holländer viel Gold gegen Opium und Hindostanische Zeuche, hauptsächlich blaue Baumwollenzeuche, feine Bengalische Kassans, auch Eisen und Stahl eintau-

*) Da man noch keine ganz genaue mathematisch richtige Charte von dieser Insel hat, und die vorhandenen nicht mit einander übereinstimmen, so läßt sich auch die Größe der Insel nicht so genau bestimmen.

schen. An der südöstlichen Seite der Insel ist noch ein Meerbusen, welcher die Tolobai heißt, und nicht weit ins Land hinein geht.

In dem Kanal, welcher die Insel Celebes von der Insel Borneo trennt, liegt ein Häufchen von dreizehn kleinen flachen Inselchen, die von den Europäern die Paternoster-Inseln genannt werden. Die Malaien nennen sie Pulo-Balabatakan.

Das Klima von Celebes ist sehr gemäßigt, welches man, ungeachtet der südlichen Lage der Insel, den vielen abwechselnden Bergen und Thälern, und daher häufigen kühlen Winden, den großen Waldungen, und den beträchtlichen Gewässern zuschreiben muß, die das ganze Land durchschneiden, wodurch auch die Kommunikation aller Theile der Insel begünstigt wird. —

Celebes hat mehrere Flüsse, von denen einige Gold von sehr hohem Gehalt, andre wieder blasses Gold von geringem Gehalt liefern. Die drei größten Flüsse sind: der Chinrana, der vorzüglichste von allen; er entsteht in dem Lande Warju, fließt durch Bony, und ergießt sich durch mehrere Mündungen in den Meerbusen Sewa an der westlichen Seite. Europäische Schiffe können hineinsegeln, und über einem

sumpfigen Grunde hin, weit ins Land hinauflaufen. Der Zweite heißt Bole; er hat auf einer Sandbank am Eingange nur drei Klaftern Tiefe und ergießt sich nach seinem schnellen Laufe, durch häufige Krümmungen, bei Bole an der nördlichen Küste ins Meer. Da er aber auf die Halbinsel Palos eingeschränkt ist, so kann er nicht sehr beträchtlich seyn; auch hat er viele Untiefen. — Der dritte Fluß ergießt sich an der Westseite, eine ziemliche Strecke südwärts von Makassar ins Meer. In seiner Mündung liegt eine Insel Namens Sampang-Java, nach welcher der Fluß gewöhnlich benannt wird.

Die Insel Celebes ist in sechs Haupttheile zertheilt, von denen beinahe jeder eine besondere Regierungsform hat, und oft wieder in mehrere kleinere Staaten zertheilt ist.

1. Goa (Gaua, auch Goach.)

Dieser Bezirk begreift den ältsten Staat auf der Insel und liegt an der Ost- und Südwestküste der Insel. Hier haben die Holländer ein ziemlich starkes Fort von Backsteinen, Namens Rotterdam. Die Rheede ist durch verschiedene kleine Inseln und Sandbänke gegen alle Winde und Fluten gut geschützt. Von

der Stadt ist ein Bollwerk ins Meer hinaus erbauet, um die Ladung der Waaren zu erleichtern. — Bei Rotterdam liegt das Holländische Dorf Vlaardingen auf der Stelle der vormaligen Stadt Makassar, die im J. 1667 von den Holländern erobert worden ist. *)

Ehemals war der König von Goa ein mächtiger Fürst, und ungeachtet er viel von seinem Ansehen verloren hat, ist er doch noch der vornehmste Fürst auf der Insel. Die Regierung von Goa ist monarchisch. Der König wird Keruang, und zuweilen Rajah-Goa genannt. Ehedem erstreckte sich seine Herrschaft nicht allein über die ganze Insel Celebes, sondern auch über verschiedene nahe gelegene Inseln, nämlich ehe die Portugiesen das Kap der guten Hoffnung umschifften.

2. Bony oder Pony.

Dieser zweite Distrikt liegt ostwärts von Goa, an der westlichen Küste des großen Meerbusens Sewa.

*) Makassar im weitern Verstande heißt jetzt das Holländische Gebiet auf der Westküste der Insel Celebes, und im engern Rotterdam sammt Gebiet. Zu Makassar im weitern Verstande gehören auch die sogenannten südli-

Er steht gänzlich unter dem Einflusse der Holländer, welche sich bisher, aber ohne Erfolg, bemühten, ihm das Uebergewicht über Goa zu geben. Der Fluß Chinrana fließt durch Bony, nachdem er aus dem Lande Warju kömmt.

Bony wird von einem Fürsten regiert, welcher den Titel Pajong führt, und auf Lebenszeit von sieben Orankajes erwählt wird, welche Anzahl der Pajong aus den Dyons, (gewissen Landeigenthümern) vollzählig erhalten, aber nicht vermehren darf. Sobald nun ein Wahlherr stirbt, so ernennt der Pajong einen andern an seine Stelle, die nicht erblich ist.

Die Holländer unterstützen beständig Bony gegen Warju, und haben den Pajong beinahe unabhängig gemacht. Doch wird seine Gewalt oft durch eine Art von Parlament beschränkt, welches die Landeigenthümer wählen. Dieses besteht aus 400 Mitgliedern, von welchen 200 Matua, 100 Pabicharro und 100 Galarang genannt werden.

chen Landschaften, nebst der Insel Saleyer, welche 60,000 Einwohner und 14 Oberherren haben soll.

Im Hintergrunde des Busens von Bony liegt das von Bony abhängige kleine Reich Lochon.

Bony ist die Hauptstadt des gleichnamigen Reichs; nicht weit von derselben liegt der See Tempe, aus welchem der Fluß Tjenrana kömmt, an welchem die Stadt Tjenrana liegt, wo der König residirt; seine gewöhnliche Residenz ist Bontadak. *)

3. Warju oder Tuadju. **)

Diese Abtheilung wird ebenfalls von einem erwählten Fürsten regiert, welcher den Titel Aramatua führt. Er wird auf Lebenszeit von den vier Edelleuten vom höchsten Range (Orangkayo-Batta Bazar, d. h. den Edlen von der großen Fahne) unterm Adel und den Orangkayo-Batta-ampat-Pulo, (Edeln der vierzig Fahnen), deren vierzig sind, erwählt. ***) Außer den vier großen und vierzig gerin-

*) Nach Radermacher.

**) Radermacher nennt diese Landschaft Wadjo oder Toadja.

***) Radermacher sagt, dieses Land werde von 40 Fürsten regiert, aus welchen ein Oberhaupt für den Krieg Patara

gern Edelleuten sind noch Landeigenthümer da, die so wie in Bony Dyons genannt werden. Nur in Warju ist der Adel erblich. Der Aramatua kann die Zahl der Edelleute nur durch andre ersetzen, wenn keine Erben vorhanden sind, aber er darf sie nicht vermehren.

4. Sopin.

Diese vierte Abtheilung liegt beinahe in der Mitte der Insel, hat hohe Gebirge und ist wenig bekannt. Selindrin, Nordwest von Sopin.

5. Selindrin

liegt nordwestlich von Sopin und ist auch noch unbekannt.

6. Mandar

die sechste und letzte Abtheilung liegt auf der westlichen und nordwestlichen Küste der Insel. Hier ist eine Art von republikanischer Regierungsform, und man verfertigt dort eine Menge Zeuch, welches Kam-

genannt, und einer für bürgerliche Ordnung und Sicherheit mit dem Titel Padenrang erwählt wird.

bai genannt wird. Die Holländer haben sich in verschiedenen Gegenden dieses Bezirks niedergelassen, und ziehen viel Gold daher; doch hat sich diese Provinz und die von Warju großentheils unabhängig von den Holländern erhalten. —

Ein großer Theil der Nordostküste von Celebes ist dem Sultan von Ternate unterworfen.

Auf der Nordküste ist das Reich Boelan das mächtigste; es hat auch reiche Goldminen.

Hier liegen auch die Landschaften Maros und die Halbinsel Sobian, welche wegen ihrer Fruchtbarkeit die Kornkammer von Celebes genannt werden. — Diese Landschaften, nebst einigen anderen Bezirken, stehen unter Holländischer Oberherrschaft. — Die Ober-Aufsicht über dieselben hat ein Unter-Kaufmann, welcher in der Schanze Falkenburg wohnt.

In der Landschaft Manado liegt das Holländische Fort Amsterdam, in dessen Nähe die Goldminen von Papasatoe, die man erst in neueren Zeiten zu bearbeiten angefangen hat. *)

*) Nach Radermacher.

Die Einwohner von Celebes *) sind sehr arbeitsam, und weben sehr viele baumwollne Zeuche, vorzüglich Kambais, die sie nach allen Malajischen Ländern ausführen. Diese sind rothwürfelicht mit blau untermischt. Auch verfertigen sie kostbare seidne Gürtel, in denen sie ihre Dolche befestigen. Eben so bereiten sie aus der innern Rinde eines kleinen Baums eine Art Papier, in welches sie ihre feinen Kambais einwickeln. Sie geben diesem Papier allerlei Farben, und führen es bis nach Manilla aus. Es hat viele Aehnlichkeit mit den Otaheitischen Zeuchen.

Sie fabriziren auch Feuergewehre, verstehen aber nicht die Schlösser daran zu machen. Sie gießen auch kleine metallne Kanonen, die sie Rantakka nennen. Die größten von diesen sind etwa sechs Fuß lang, und schießen halbpfündige Kugeln. Die Buggesen sind auch geschickt in künstlichen durchbrochenen Arbeiten, in Gold und Silber.

Die Malajen schreiben ihre Sprache mit Arabischen Schriftzügen von der Rechten zur Linken. Die

*) Die Einwohner von Celebes sind von dreierlei Völkerschaften: Makassaren oder Malaien, Buggesen oder Buginesen und Badschu, ein wildes nomadisches Volk.

Buggesen aber haben einige Züge, die einige Aehnlichkeit mit den Buchstaben der Rejangs und Battas auf Sumatra haben.

Die Gesetze, nach welchen die Einwohner von Celebes regiert werden, sind theils mündliche Traditionen, die von alten Leuten aufbewahrt werden, theils schriftliche Befehle. In zweifelhaften Fällen nehmen sie zum Koran ihre Zuflucht, wo er anwendbar ist.

Die Malajen bekennen sich zur Muhamedanischen Religion, und halten die Vielweiberei, doch mit dieser rühmlichen Einschränkung, daß, wenn ein Mann eine Frau von seinem Stande ehlicht, er nur eine nehmen darf, nimmt er aber eine geringere Person, so steht es ihm frei, vier zu heurathen.

Plan und Raum erlauben nicht, uns hier in eine weitere Auseinandersetzung der Schilderung dieser in mehr als einem Betrachte merkwürdigen Insulaner einzulassen, und wir müssen für jetzt uns begnügen, die Leser auf das zu verweisen, was unser Woodard an Beiträgen dazu liefert, das zwar auch nicht ganz befriedigend, aber doch wieder eine Erweiterung unse-

rer Kenntniß von den Sitten und Gebräuchen dieser Völkerschaften ist.

Es wäre wahrlich der Mühe werth, Alles das, was wir aus den zuverlässigsten Berichten von den Bewohnern von Celebes bis auf heutige Zeiten wissen, zu sammeln, zu sichten, mit philosophischem Blicke zu prüfen und in ein harmonisches Ganzes zu vereinigen, das dann als ein ausgemaltes Porträt in die Völkergallerie aufgestellt werden könnte!

Kapt. D. Woodard's

Geschichte

seiner Schicksale und seines Aufenthalts

auf der

Insel Celebes,

nebst

Nachrichten von derselben.

Erste Abtheilung.

Kapt. Woodard's Schicksale und Aufenthalt auf der Insel Celebes.

Erstes Kapitel.

Abreise von Batavia. — Mangel am Proviant. — Woodard und fünf Matrosen nehmen das Boot und fahren aus um ihren Vorrath zu vermehren. — Sie werden von ihrem Schiffe getrennt. — Sie landen an einer Insel. — Sie bekommen das Ufer der Insel Celebes zu Gesichte. — Begegnen zwei Malajischen Proen. — Verrätherisches Betragen der Malaien. — Sie landen. — Sie erleiden mehrere Unglücksfälle.

Im Jahre 1791 segelte ich in dem Schiffe Robert Morris, unter dem Befehle des Kapitän Hay, und dem Esqr. Thomas Rußel in Boston gehörig, von

Boston in Amerika nach Ostindien. Hier wurde ich gebraucht in Kabotage-Schiffen oder Küstenfahrern, mehrere Reisen zu machen, und that dies bis zum 20sten Januar des Jahres 1793, da ich als Obersteuermann (chief mote) mit dem Amerikanischen Schiffe: die Unternehmung, unter Kommando des Kapitän Hubbard, nach Manilla bestimmt, absegelte. *)

Als wir durch die Straße von Makassar fuhren,

*) Kapitän Woodard ist nach seiner eigenen Angabe, zu Boston in Amerika geboren, damals sieben und dreißig Jahre alt, von Jugend auf an das Meer gewöhnt und mit Ost- und Westindien gut bekannt. Er war oft in Liverpool und Bristol gewesen, konnte Beschwerden und die härtesten Arbeiten ertragen und hatte bisher ein sehr thätiges Leben geführt. Von Person war er groß und gut gewachsen; er war ein Mann von wenig Worten und mäßig in seiner Art zu leben. Er trank selten Wein und noch seltner mehr als ein Glas, und wenn er einen Toast ausbrachte, so war es auf die Gesundheit seines Freundes William Pitts Jacobson. Ob er gleich im August in England war, und wir gerade einen sehr heißen Sommer hatten, so fühlte er doch, da er so lange unter dem Aequator gelebt hatte, besonders des Morgens und des Abends wenn er sich im Schatten befand, Anwandlungen von Frost. Die Annäherung an ein Feuer und wärmere Bekleidung, besonders das Tragen des Flanells auf der bloßen Haut, machte daß er eine große Veränderung empfand. Man rieth ihm daher zwischen dem Hemde und der Weste einen Bogen Löschpapier zu tragen, welches ihm besonders auf seiner Reise nach Gravesand, während welcher er, auf dem Verdecke, solches Papier und seinen Ueberrock beständig trug, sehr wohl that.

Anmerkung des Engl. Herausgebers

hatten wir den Wind nach Norden, die Ströhmung aber nach Süden, und da uns beide zuwider waren, wurden wir sechs Wochen lang in dieser Straße zurückgehalten, wodurch nothwendig unser Proviant sehr mußte vermindert werden. Um diese Zeit bemerkten wir ein Schiff in einer Entfernung von ohngefähr vier Seemeilen (leagues) von uns, und Kapitän Hubbard befahl mir ein Boot zu nehmen, und nach dem Schiffe zu fahren, um zu versuchen, ob wir nicht einige Lebensmittel von ihm zu kaufen bekommen könnten. Diesem Befehle zu Folge begab ich mich in das Boot. Es war



den ersten März Nachmittags halb ein Uhr, da wir uns in der südlichen Breite von ohngefähr neun Minuten befanden. Außer mir befanden sich noch fünf Matrosen in dem Boote, von denen zwei Amerikaner, zwei Engländer und der fünfte ein Schotte war. Sie hießen: Wilhelm Gideon,*) Johann Cole,**) Archibald Millar,***) Robert Gilbert,†) und

*) Gideon war von Salem in Amerika gebürtig und fünf und zwanzig Jahre alt. Er verlor leicht den Muth, machte aber unter den Malaien den Bettler vortrefflich.

**) Cole war von Bosten, neunzehn Jahr alt und ein wackerer Bursche.

***) Millar war ein Schottländer zwei und zwanzig Jahre alt, ein kühner, unternehmender Mensch.

†) Gilbert, war von Bristol, zwei und zwanzig Jahr alt und der Sohn eines Schiffskapitäns, war aber seinem Vater entlaufen. Sein wahrer Name war, wie er in der Folge selbst gestand, Inglebue oder Englebues. Es entdeckte sich

Georg Williams.††) Wir hatten weder Wasser, noch Proviant, noch einen Kompaß bei uns; alles was wir besaßen, war eine Axt, ein Bootshaken, zwei Taschenmesser, ein unbrauchbares Geschoß und für vierzig Dollars Münze.

Wir erreichten das Schiff kurz vor Sonnenuntergang; aber unser eigenes konnten wir nun nicht mehr sehen, indem uns dies gewaltige vom Lande kommende und mit heftigem Regen verbundene Windstöße unmöglich machten. Ich wendete mich sogleich mit meinem Anliegen an den Kapitän des Schiffes, das ein Kabotage-Schiff war, und bat ihn um Lebensmittel. Allein er sagte mir, daß er nicht damit versehen sey, indem er selbst dergleichen nur höchstens für einen Monat genug habe, und damit nach China, wohin sein Schiff bestimmt sey, reichen müsse. Da es indessen völlig Nacht geworden war, rieth er mir bis zum Morgen am Borde seines Schiffes zu bleiben, und ich nahm diese Einladung um desto lieber an, da ich wohl einsah, daß es nur zu leicht geschehen könnte, daß ich unser Schiff in der Dunkelheit verfehlte. Es regnete die ganze Nacht hindurch und zugleich wehte ein frischer Südwind. Als der Morgen anbrach befanden wir uns noch auf der nämlichen Stelle, indem uns das Land auch noch eben so lag als Tags vorher, und

in der Folge erst, daß er ein Gefährte Woodard's gewesen und er bestätigte seine Erzählung in allen Punkten.

††) Williamson war vier und zwanzig Jahr alt, von London gebürtig und gutmüthig. Sein Vater war ein Dachdecker.

wir eine starke Strömung nach Süden hatten. Aber unser Schiff konnten wir selbst von dem Maste aus nicht mehr sehen; der Wind war ihm günstig durch die Straße von Makassar zu gehen; es war daher für uns verschwunden. Da das Schiff, auf welchem ich mich damals befand, nach China bestimmt war, und seine Fahrt dahin so viel als möglich beschleunigte, hielt ich es nicht für klug uns länger auf demselben zu verweilen, zumal da ich sehr kalt behandelt wurde. Ich rief daher meine Matrosen zu mir, und fragte sie: ob sie entschlossen wären, das Schiff zu verlassen, und unser eigenes wieder aufzusuchen? Sie waren dies alle einstimmig zufrieden, und ob mich gleich der oberste Befehlshaber des Schiffes erinnerte: daß es eine große Wage sey, ob ich mein Schiff wieder finden würde, begaben wir uns doch in unser Boot, das an dem Hintertheile des Schiffes befindlich war. Ich bat den Kapitän noch um zwölf Flintenpatronen, die er mir auch bewilligte, und noch überdies seinem Schiffsjungen befahl, mir eine runde Flasche mit Branntewein zu geben; Wasser aber oder eine andere Art von Proviant erhielt ich nicht. *)

*) Als der Englische Herausgeber den Kapitän Woodard nach Gravesand begleitete, bemerkte letzterer ein Schiff, von dem er versicherte, daß es das nämliche sey, von welchem er so hülflos sey gelassen worden, ob es gleich, wie er in der Folge erfahren habe, mit Reiß sey beladen gewesen. Bei unserer Untersuchung fand der Herausgeber die Sache wirklich so; obgleich der Kapitän edel genug dachte, ihm den Namen des Schiffes nicht zu nennen.

Wir verließen dieses Kabotage-Schiff am 2ten März des Jahres 1793 ohngefähr gegen zwölf Uhr Nachmittags in neun Minuten südlicher Breite der Linie und setzten unsern Lauf nach Süden fort, in der Hoffnung unser eigenes Schiff wieder zu sehen. Wir ruderten und segelten den ganzen Tag über bis um zwölf Uhr in der Nacht, und da wir uns nun in der Nähe einer Insel befanden, hielt ich es der Klugheit gemäß, daselbst anzulegen und Wasser zu suchen. Wir landeten auch ohne Zeitverlust, und machten sogleich ein großes Feuer an, in der Hoffnung, daß es unser Schiff sehen werde. Mit Anbruch des Morgens begaben wir uns auf den höchsten Theil der Insel, um uns nach ihm umzusehen, aber es war nirgends zu erblicken. Da wir weder Wasser noch Lebensmittel hier fanden, so bestiegen wir unser Boot wieder und setzten unsern Lauf in der Mitte der Straße sechs Tage lang fort, ohne wieder an das Ufer zu gehen, oder etwas zu essen oder zu trinken, ausgenommen ein wenig Branntewein aus unserer Flasche. Ein heftiger, von Südwest kommender Windstoß, der unser Boot beinahe in den Grund geworfen hätte, nöthigte uns vor dem Winde zu fahren und als der Sturm aufhörte, konnten wir das Ufer der Insel Celebes deutlich sehen. Bei diesem Anblicke beschlossen wir alle einmüthig an das Ufer zu gehen, um Lebensmittel zu suchen, und dann unsern Lauf nach Makassar fortzusezzen, das uns nach unserer Rechnung damals ohngefähr drei Grad gegen Süden liegen mußte.

Wir ruderten daher während des Restes des Tages

und beinahe die ganze Nacht hindurch nach dem Ufer zu. Als wir ihm ziemlich nahe waren, hielten wir an, weil wir es nicht für klug hielten, in der Nacht ans Land zu gehn. Wir verschoben dies also, bis es Tag wurde. Mit anbrechendem Morgen sahen wir zwei Proas, oder Malaiische Fahrzeuge, dicht am Lande, und ruderten mit großer Freude auf sie zu. Allein, als wir ihnen nahe kamen, bemerkten wir mit Erstaunen, daß sich die in denselben befindlichen Menschen in einen Vertheidigungsstand setzten, indem sie ihre Fahrzeuge zusammenbanden und große Bündel von Bambusspeeren hervorholten. Ob uns gleich Hunger und Beschwerden ermüdet hatten, so waren wir doch noch nicht muthlos und kamen ihnen daher bald zur Seite. Ich gab ihnen darauf durch Zeichen zu erkennen, daß wir Mangel an Nahrungsmitteln litten, die wir von ihnen zu erkaufen wünschten. Sie sagten sogleich, daß sie uns etwas ablassen wollten, und fragten: wo mein Schiff sey? worauf ich ihnen zu verstehen gab, daß es sich in einer kleinen Entfernung auf dem Meere befinde. Da diese Malaien oder Eingebornen jetzt bemerkten, daß wir in unserem Boote keine Waffen hatten, steckten sie ihre Kriße an, welches stählerne Dolche mit kurzen Griffen sind, die ohngefähr zwei Fuß Länge und gegen die Spitze zu geschlängelte Klingen haben.

Wir fuhren aber dessen ohngeachtet fort sie um einige Lebensmittel, sie möchten nun in Indischem Korn oder Kokosnüssen bestehen, zu bitten, allein sie schlugen uns diese Bitte schlechterdings ab. Drei von meinen Leuten

sprangen an Bord der nächsten Proa, und baten um etwas Indianisches Korn, von dem sie auch drei bis vier kleine Aehren erhielten.*) Zugleicher Zeit bot ich

*) Bis zu diesem Augenblicke hatten die Unglücklichen schon außerordentlich viel gelitten. Ihr Boot hatte vier Ruder und Segel und sie hatten weder etwas zu essen noch auch Wasser, alles was sie besaßen, bestand in der erwähnten Flasche Brannteweín. Dabei war das Wetter oft regnerisch und stürmisch und sie konnten nur wechselsweise schlafen, weil sie einander im Wachen und rudern ablösen mußten. Dabei litten sie viel vom Hunger und ganz besonders vom Durste, gegen den ihnen der nächtliche Thau, ob er gleich sehr stark und kalt war, einige Erleichterung verschaffte. Am zweiten Tage war ihr Branntewein schon verbraucht. — Den dritten Tag richteten sie sich mit der Hoffnung auf, ihr Schiff zu finden. — Den vierten fiengen die Matrosen an, sich stark über Hunger und Durst zu beklagen und einer den andern mit Aengstlichkeit und Verlegenheit anzusehen. — Der fünfte Tag war ein Tag des düstern Schweigens und der Muthloßigkeit und die Matrosen sahen einander mit so fürchterlich wilden Blicken an, daß Woodard verzweifelte Schritte von ihnen fürchtete. Ein solcher war auch wirklich das Anfallen der Proa um einige Aehren von Indianischem Korn zu bekommen, denn die dies thaten, hatten vorher erklärt: daß sie lieber durch die Malaien als vor Hunger sterben wollten. Sie versuchten mehrere Mittel den großen Durst, den sie empfanden, nur einigermaaßen zu mindern. Der Kapitän nahm, um sich den Mund feucht zu erhalten, ein Stückchen Blei in denselben und glaubte dadurch Erleichterung erhalten zu haben; *) auch ver-

*) Reisende, die sich in ähnlicher Noth befanden, haben Leder, Stücke von alten Schuhen, von Holz u. s. w. in den Mund genommen, die sie auch in vielen Fällen hinabgeschluckt haben, und vielleicht mit gutem Erfolge, weil dadurch der Magen andere Substanzen als sich selbst, zu verarbeiten bekam.

dem Anführer einen Dollar (Piaster) für zwei Kokosnüsse, worauf er mir sagte, daß er mir sie geben wolle. Allein

schluckte er ein kleines Stückchen Holz. Sein Mund war wie geröstet, und sein Körper befand sich, so wie auch die Körper seiner Leute, in einem Zustande der Erhitzung und Unbehaglichkeit. Sie ließen nur wenig Urin, den einige von ihnen tranken, welches er selbst aber nie that. Er spielte seinen Mund oft mit Salzwasser aus, das er aber nicht hinabschluckte, und alle litten viel von Verstopfung. Der Kapitän selbst schlief wenig, weil er glaubte daß es ihm wohl thue, wenn er Geist und Körper in Thätigkeit erhielte.

Er erinnerte sich vom Kapitän Inglefield gehört zu haben, daß er in einer ähnlichen Noth den Muth seiner Leute dadurch erhalten, daß er ihnen Geschichten erzählt und Lieder vorgesungen u. s. w. und er that das nämliche mit glücklichem Erfolge für seine Leute und auch sich selbst, indem sie dadurch beruhigt und aufgemuntert und mit Standhaftigkeit erfüllt wurden. Wenn sie müde waren ließ er sie schlafen, doch mußte immer einer Wache halten.

Er erzählte seinen Leuten oft Josephs und seiner Brüder Geschichte, wie auch Inglefields Schicksale und die Geschichte der schwarzen Höhle zu Calcutta, und sah immer glückliche und wohlthätige Wirkungen davon, daher er sie auch mehrmals wiederholen mußte, und er war fest überzeugt, daß sie diesen Erzählungen ihre Standhaftigkeit und ihre Erhaltung einem großen Theile nach, zu verdanken hätten. In seinem Gemüthe war die feste Ueberzeugung, daß er sein Vaterland und seine Gattin wieder sehen werde. Daher schlug er auch hartnäckig ab, sich unter den Malaien ein Weib zu nehmen, und sprach oft von dem Antheil den Mynheer Alstromers Gattin an der seinigen genommen und wie sie oft gewünscht habe, von ihnen nach seiner Zurückkunft zu hören.

Anmerk. des Engl. Herausgebers.

nachdem er den Dollar erhalten hatte, hielt er nicht Wort, sondern kam mit noch einem andern Malaien gerade in unser Boot und riß mir das Hemd auf, um nach Geld zu suchen, indem er zugleich seinen Kriß oder Dolch zog. Da ich mich in so großer Gefahr sah, so ergriff ich meine kleine Axt, um mich zu vertheidigen. So bald er sie sah, verlangte er sie auch, welches Begehren ich ihm aber abschlug. Ich befahl dann dem Manne, der sich im Vordertheile befand, das Boot augenblicklich vom Lande zu stoßen. Da die beiden Malaien die Anstalten dazu machen sahen, eilten sie nach ihrer Proa zu kommen, von wo aus der Anführer ein Pistol auf uns richtete, und dann auch noch eine Flinte auf mich anlegte, die ihm aber glücklicherweise versagte, und da wir uns indessen mit jedem Augenblicke weiter von ihm entfernten, blieb sein Schießen ohne Wirkung und bald darauf sahen wir die Fahrzeuge sich entfernen. Wir richteten nun unsern Lauf nach der anderen Proa, in der Hoffnung hier mehr Hülfe zu finden, allein die an ihrem Borde befindlichen Malaien schrien uns zu, daß wir ihnen nicht nahe kommen sollten. Wir entfernten uns also wieder von ihr, richteten aber unsern Lauf bald nachher gegen das Ufer, um wo möglich Lebensmittel und Wasser zu bekommen, dessen wir höchst bedürftig waren, da unser Zustand nun höchst verzweifelt geworden war.

Ich gieng mit einem meiner Leute auch wirklich an das Land, indem ich die andern vier mit dem Befehle in dem Boote zurückließ, nichts ihm zur Seite kommen zu lassen. Bald darauf sahen wir die Malaiischen Fahrzeu-

che vor Anker gehen und bemerkten, daß sie die bei sich führenden Kanote, die mit sechs Malaien bemannt, und zum Kriege armirt waren, an das Ufer schickten. Ich lief daher sogleich nach unserem Boote, und stieß es ab. Die Malaien ruften mir zu, daß sie Indianisches Korn für mich hätten! Allein da ich nur zu gut merkte, daß sie die Absicht hatten, uns an dem Ufer zurück zu halten, um sich unseres Bootes zu bemächtigen und uns zu ermorden, segelte ich weiter, und fuhr ohngefähr vier Meilen nördlich um eine Landspitze herum, wo ich landete, ohne daß es jene Fahrzeuge bemerken konnten und wo eine große Menge Kokosbäume standen. Ich ließ zwei meiner Leute in dem Boote und gieng mit den drei andern nach den Kokosbäumen. Da wir aber zu schwach waren, um sie ersteigen zu können, waren wir genöthigt sie mit unserer Axt umzuhauen, die nun ein schätzbarer Freund für uns geworden war. Sie hatte im Boote schon mein Leben gerettet und gab uns nun auch die ersten Mittel dieses Leben zu erhalten. Nachdem wir drei Bäume umgehauen hatten und uns sehr ermüdet fühlten, that mir Archibald Millar den Vorschlag, daß er nach dem Boote gehen und mir einen der dort zurück gebliebenen Leute, der die Axt gut zu führen verstehe, herschicken wolle, um mich in dem Fällen der Bäume abzulösen. Ich war es zufrieden; Millar schickte mir beide Leute und blieb allein im Boote zurück.

Kaum aber hatte ich den vierten Baum umgehauen, als ich Millar in dem Boote ängstlich rufen hörte. Ich antwortete ihm sogleich und eilte ihm augenblicklich

zu Hülfe. Als ich aber an das Ufer kam, sah ich unser Boot in einiger Entfernung davon und ganz mit Malaien angefüllt. Da ich hier nichts von Millar bemerkte, lief ich bis an das Wasser und rief ihn, weil ich glaubte, daß er sich noch in dem Boote befinde. Ich erhielt jedoch keine Antwort und glaubte nun, daß sie ihn, sammt unserem kleinen Vorrath, auf den allein sich die Hoffnung unserer Errettung gründete, davon geführt hätten.

Aber wie wurde mir, als ich mich umsah und den Unglücklichen gerade vor meinen Füßen am Rande des Wassers auf dem Rücken liegen sah. Sie hatten ihm die Kehle durchschnitten und auch noch zwei Schnitte in den Körper gegeben, wovon der eine an der rechten Seite zwischen den Ribben, und der andere auf der Brust war. Seine linke Hand lag auf der Brust und die rechte an der Seite. Ich schauderte zurück vor diesem Anblicke, der uns übrigen ein gleiches Schicksal anzukündigen schien, wenn uns die grausamen Malaien entdekken sollten, von denen wir alles zu fürchten hatten. Diejenigen, die unser Boot genommen hatten, waren die nämlichen Menschen, die wir mit den Kanoten von den Proa's aus nach dem Lande hatten gehen sehen. Sie waren über den schmalen Erdstrich gegangen, und hatten dort den rechten Zeitpunkt erlauert, sich des Bootes zu bemächtigen. *)

*) Nach Woodard's Rathe muß sich ein Boot, das sein Schiff auf dem Meere zu verlassen beordert wird, um sich ge-

Ich eilte nun zu meinen noch übrigen vier Leuten zurück und floh dann mit ihnen, nachdem wir unser Boot, unser Geld und die meisten unsrer Kleidungsstücke verloren hatten, in die Gebirge. Hier verbargen wir uns, so lange es noch Tag war, unter das abgefallene Laub, gequält von der beständigen Furcht entdeckt und getödtet zu werden, und mit Menschen, Thieren und Hunger kämpfen zu müssen. Den andern Vormittag erschreckte uns ein Geräusch, das aus der Gegend zu kommen schien, aus der wir gekommen waren, und da wir glaubten, daß es Malaien wären, die uns suchten, bedeckten wir uns so mit Blättern und Büschen, daß wir nicht bemerkt werden konnten. Indeß war unsere Furcht vergeblich, denn wir entdeckten zu unsrer Freude, daß jenes Geräusch von großen Vögeln gemacht wurde, die, als sie uns sahen, davon flogen.

Wir blieben den Rest des Tages ruhig liegen, und waren nun fest überzeugt, daß wir uns nicht anders retten konnten, als wenn wir es möglich machten, Ma-

gen üble Zufälle zu sichern, mit einem Kompasse, einem Glase, einer Axt, einem Hammer, mit Nägeln, Zunder und Feuerzeug, mit Messern, mit einem Kessel, einem Schießgewehre, mit Geräthe zum fischen, mit einem Seile und einem Vorrathssegel versehen. Der Schiffszwieback und das Wasser muß in kleinen Fässern auffbewahrt seyn und es ist vortheilhaft wenn man auch etwas Tabak, Geld und eine oder zwei Flaschen Rum oder Branntwein, eine Bootsdecke und wenn es sich thun läßt, ein Vorrathsbrett mit sich nimmt, weil man dann den Gefahren leichter trotzen kann.

kassar zu Lande zu erreichen. Aber Schwierigkeiten und Gefahren umringten uns. Wir hielten es nicht für rathsam am Tage weiter zu gehen, da wir von allen Seiten her Menschenstimmen hörten; die Nacht war also die beste Zeit für uns, unsern Weg zu verfolgen, um nicht entdeckt zu werden; aber dann drohten uns wieder andere Gefahren; wir waren den Anfällen wilder Thiere ausgesetzt, konnten leicht den Weg verlieren und waren gänzlich aller Mittel beraubt, uns Nahrungsmittel zu verschaffen. Indessen beschlossen wir doch, nur in der Nacht zu reisen, und machten uns, diesem Entschlusse zu Folge, Abends gegen acht Uhr auf, indem wir einen gegen Süden stehenden Stern zu unserem Führer wählten. Allein die Wälder waren so dicht mit Bäumen besetzt und so voller Unterholz, daß wir unsern Stern bald aus dem Gesichte verloren, und uns daher an der Seite des Berges hielten, weil wir voraussetzten, daß wir so auf dem rechten Wege wären. So wanderten wir durch eine Menge von Brombeersträuchen und über dicht mit Unterholz besetzte Plätze, wo unsere Kleider zerrissen wurden, und glaubten, wenigstens einen Weg von fünfzehn Meilen (miles) zurückgelegt zu haben; aber wie groß war unser Erstaunen und wie unangenehm fanden wir unsre Erwartung betrogen, als nun der Tag anbrach und wir sahen, daß wir uns kaum um einige Ruthen von dem Platze entfernt hatten, an welchem wir die vorige Nacht zugebracht hatten. — Wir waren nämlich rund um den Berg herum gegangen, statt gerade über ihn hinweg zu gehen.

Wir blieben nun den ganzen Tag an dieser Stelle, und hörten in dieser Zeit Menschen nach allen Richtungen hin, aber ob sie uns aufsuchten oder nicht, das konnten wir nicht unterscheiden. Die folgende Nacht machten wir uns wieder auf den Weg nach Makassar; da wir aber nun kein Vertrauen zu dem Sterne mehr hatten, hielten wir uns nach dem Meere zu und setzten so unseren Marsch sechs Nächte hinter einander fort, indem wir uns, so bald es Tag wurde, in die Wälder begaben, um da Ruhe und Sicherheit zu finden. Zwar gab es viele wilde Thiere darinnen, allein sie wagten doch nicht uns anzufallen, und wenn sie sich uns näherten, war schon das Werfen mit einem Steine nach ihnen, und ein Geräusch hinreichend sie zu verscheuchen. Und dies war ein Glück für uns, denn wir waren ohne Waffen und hatten bloß einen Bootshaken, den ich führte, eine Axt, zwei Taschenmesser und vier Knittel, die wir in dem Walde abgehauen hatten.

Am sechsten Tage nach dem Verluste unsers Bootes, und am dreizehnten nach unserer Entfernung von unserem Schiffe, wurden meine Leute sehr matt, hungrig und hinfällig, da wir, seit wir das Schiff verlassen hatten, keine anderen Nahrungsmittel zu uns genommen hatten, als dann und wann ein wenig Wasser, das wir in hohlen Bäumen fanden, und einige Beeren, wenn wir dergleichen entdeckten. Auch waren unsere Füße wund, da wir keine Schuhe hatten, und unsere Körper waren von den Gesträuchen und Dornen zerrissen. Ich für meine Person fühlte mich, weil ich stark und an Be-

schwerden und körperliche Uebungen gewöhnt bin, nicht so sehr erschöpft als meine Begleiter, wozu auch der Umstand viel beitrug, daß ich mir immer meinen Muth zu erhalten suchte und meinen Geist und mein Gemüth immer mit etwas beschäftigte.

Am Morgen des dreizehnten Tages kamen wir an einen Berg, der an einer tiefen Bai lag, wo wir diesen ganzen Tag über blieben. Gegen Mittag bemerkten wir in einer kleinen Entfernung von uns viele Malaien, die sich an dem Ufer der Bai mit fischen beschäftigten. Mittags unternahm ich allein einen Spatziergang längs dem Ufer hin, wo ich bald eine Beere fand, die ohngefähr so groß war, als eine Korinthe, eine gelblichte Farbe hatte und in kleinen Büscheln herabhieng. Da ich, als ich sie kostete, fand, daß sie sehr wohlschmeckend war, pflückte meinen Hut voll davon und brachte sie meinen unglücklichen Gefährten, die sie aber nicht mochten. Ich fand sie dagegen so sehr nach meinem Geschmacke, daß ich sehr viel davon aß. Drei von meinen Gefährten aßen die Blätter von Büschen.

Zweites Kapitel.

Es wird ein Plan entworfen, dessen Ausführung aber vorerst verhindert wird. — Eine rührende Begegnung.

Nachdem wir noch an diesem Tage mit einander Rath gepflogen hatten, beschlossen wir, uns, wenn es möglich wäre, eines Kanots zu bemächtigen, oder, wenn uns dies nicht gelingen sollte, ein Kattamaran (welches in Indien aus zwei bis drei großen Baumstämmen gebaut wird, die mit Rohr (rattans) so zusammen gebunden werden, daß sie ein schwimmendes Floß bilden, das nun im Stande ist eine schwere Ladung aufzunehmen,) zu bauen und damit nach der kleinen Insel zu fahren, an der wir die erste Nacht nach unserer Entfernung von dem Schiffe zugebracht hatten, und dort so lange zu bleiben, bis etwa (wie wir denn hofften, daß dies geschehen sollte,) ein Schiff in die Gegend käme und uns aufnehmen könnte. Allein noch am Abend dieses Tages ereignete sich ein unglücklicher Umstand, der uns sehr beunruhigte, und die Ausführung unsres Planes zu hintertreiben schien. Die drei von unseren Leuten nämlich, die von den Blättern der Büsche gegessen hatten, wurden plötzlich von heftigen Schmerzen im Unterleibe befallen, bekamen ein starkes Erbrechen und wehklagten die ganze Nacht hindurch, die ihnen unter großen Qualen vergieng. Die Blätter mußten daher wohl eine vergiftende Eigenschaft gehabt haben.

Dieser Zufall hinderte die Ausführung unsres Reiseplans. Als es Tag wurde boten die drei unglücklichen Matrosen uns einen Anblick dar, der unser ganzes Mitleid rege machte, denn sie glichen mehr Skeletten als lebenden Menschen. Indessen ließ ich ihnen meine Empfindungen doch nicht merken, um sie nicht noch mehr niederzuschlagen und muthloser zu machen, sondern sprach vielmehr hart mit denselben und sagte ihnen, es würde ihnen schon besser werden und sie würden schon die nächste Nacht im Stande seyn, weiter zu gehen. Ich gieng darauf hinweg, um Wasser für sie zu suchen, da sie über heftigen Durst klagten, und war auch so glücklich bald etwas in einem hohlen Baume zu finden, welches ohngefähr eine Pinte betragen mochte. Ich gieng damit zurück und gab es ihnen, indem ich sie dasselbe nach und nach durch ein Rohr saugen ließ. Sobald sie es getrunken hatten, legten sie sich völlig muthlos auf die Erde nieder.

Da ich jetzt mich davon überzeugte, daß sie nicht im Stande wären, mir abgeredetermaaßen zu jener Insel zu folgen, fragte ich sie: ob sie sich etwa lieber den Eingebornen überliefern wollten? Sie bejahten alle meine Frage, den einzigen, John Cole, ausgenommen, der versicherte, daß er lieber in den Wäldern sterben, als sich von den Eingebornen ermorden lassen wolle. Er warf sich mir zu den Füßen, küßte sie und bat mich dringend, noch in den Wäldern zu verweilen. Allein, um mein Ansehen zu erhalten und ihnen Muth einzuflößen, mußte ich den angenommenen rauhen Ton noch behaupten; ich

nannte ihn darum einen Thoren, und befahl ihm mir zu folgen; er that dies zwar, aber mit Widerwillen, und blieb auch immer in einiger Entfernung hinter mir.

Wir hielten es nun der Klugheit gemäß, unsere Waffen, nämlich unsern Bootshaken, die Axt, die zwei Messer und einen Dollar unter die Erde zu verbergen. Wir thaten es an der Seite eines großen Baumes, um an demselben ein Zeichen zu haben. Dann giengen wir an die Bai, wo wir die Malaien am vorigen Morgen gesehen hatten, um dort unsern Untergang oder Freunde zu finden. Als wir aber an das Ufer kamen, sahen wir auch nicht Einen Menschen mehr, denn sie hatten, weil die Fluthzeit vorbei war, alle das Gestade verlassen. Ich gieng daher immer weiter vorwärts, bis ich auf einen betretenen Pfad stieß. Als ich diesem folgte, bemerkte ich drei Mädchen, die in einem Bache Fische fiengen, aber, so bald sie uns erblickten, davon liefen. Wir folgten ihnen eine zeitlang nach, und setzten uns dann auf einem großen Baumstamme nieder, um hier zu erwarten, welche Folgen für uns aus diesem Zufalle entstehen würden. Kaum war so eine Viertelstunde verflossen, als ich drei Männer bemerkte, die auf dem nämlichen Pfade, den die Mädchen genommen hatten, auf uns zu kamen. Ich befahl hierauf meinen Leuten ruhig sitzen zu bleiben, indessen ich selbst aufstand und den Malaien entgegen gieng. So näherte ich mich ihnen allein, und als ich nur noch in einer kleinen Entfernung von ihnen war, blieben sie stehen, und jeder von ihnen zog seinen Kriß oder sein Messer heraus. Ohne mich dadurch abschröcken

zu lassen, gieng ich vielmehr näher nach ihnen hin, und fiel, als ich ohngefähr nur noch zwei Ellen von ihnen entfernt war, auf meine Kniee und flehte sie um ihr Mitleid an. Sie sahen mich alle, immer mit gezogenen Messern, wohl zehn Minuten lang mit unverwandten Blicken an, dann warf der eine seinen Kriß von sich, kam auf mich zu und kniete nun eben so vor mir, wie ich es bisher vor ihm gethan hatte. Darauf reichte er mir seine beiden Hände dar, die ich nun mit den meinigen ergriff, die er mir nach der Sitte des Landes schüttelte. Während dieses Auftrittes hatten sich ohngefähr noch zwanzig von den Eingebornen, mit einigen ihrer Oberhäupter um uns her versammelt. Diese fiengen an mich zu entkleiden und die Knöpfe von meiner Jacke zu schneiden, weil sie dieselben für Geld hielten, und jetzt kamen auch meine Begleiter herbei, die auf die nämliche Art von ihnen behandelt wurden.

Drittes Kapitel.

Die Eingebornen bringen uns nach Travalla wo wir das größte Erstaunen erregen. — Vorfälle auf dem Rathhause. — Ankunft des Tuan-Hadschi, der mit dem Oberhaupte über unsre Befreiung in Unterhandlungen tritt, die aber fruchtlos bleiben.

Wir befanden uns nun ganz in der Gewalt der Eingebornen und sahen uns ihrer Willkür Preiß gegeben.

Ich machte ihnen, so gut ich es vermochte, durch Zeichen verständlich, daß wir sehr hungrig wären, welches sie sogleich verstanden und uns fünf frische Kokosnüsse gaben, worauf wir von ihnen in eine Stadt, die sie Travalla nannten, geführt, und hier auf ihr Rathhaus oder in ihre Gerichtshalle gebracht wurden. Dies geschah unter einem großen Zusammenlaufe des Volkes, unter dem sich viele Weiber und Kinder befanden, die uns auch alle dahin begleiteten und sich, als wir dort neben den Sitz des Richters geführt wurden, in einiger Entfernung in einem Kreise um uns herum stellten. Sie hatten vorher an dieser Stelle nie einen weißen Menschen gesehen. Wir mußten an derselben auf das Oberhaupt oder den Rajah des Ortes warten, der auch nach Verlauf von einer halben Stunde erschien.

Wir sahen in ihm einen schlanken, gerade gewachsenen und gut gebauten Mann, der ohngefähr sechs Fuß hoch war. Bei seinem Eintritte sah er wie ein Rasender um sich herum, und in seiner Hand hatte er einen bloßen breiten Kriß, oder ein Messer, dessen Klinge zwei und einen halben Fuß lang und sehr glänzend geschliffen war. Er war beinahe völlig nackend und seine ganze Bekleidung bestand in einer kleinen und kurzen Hose, in einem Gürtel über den Hüften und in einem rothen Tuche, das um seinen Kopf gewunden war. Er gieng bis in den vorhin beschriebenen Kreis, den die Weiber und Kinder bildeten, und blieb dann stehen. Von diesem seinen Standpunkte aus richtete er nun sein Auge unverwandt auf mich, und sah mich mit wilden Blicken

an. Ich bat ihn sogleich durch Zeichen, meines Lebens zu schonen; aber er sprach weder Ein Wort, noch auch änderte er seine Stellung. Ich begab mich daher so nahe zu ihm hin, daß ich seinen Fuß nehmen, und ihn auf meinen Kopf setzen konnte, um ihm zu verstehen zu geben, daß ich mich gänzlich seiner Macht und seinem Willen unterwerfe. Hierauf bestieg er seinen Richterstuhl, versammelte seine Anführer um sich her und besprach sich mit ihnen, ohne daß ich hätte verstehen können, was der Gegenstand ihrer Berathschlagung wohl seyn möchte. Nachdem dieselbe vorüber war, verließ der Rajah seinen Sitz und begab sich nach seiner Wohnung, die nicht weit von dem Versammlungshause entfernt war. Hier blieb er aber nicht lange, sondern er kehrte bald von da wieder zurück, und brachte fünf Betelnüsse mit, welche die Eingebornen statt des Tabaks zu kauen pflegen. Von diesen gab er mir und jedem meiner Leute eine, als ein Zeichen der Freundschaft, indem, wie ich in der Folge erfuhr, diese Völker durch diese Sitte allemal andeuten wollen, daß sie gesonnen sind, mit dem, gegen den sie dieselbe beobachten, in Frieden zu leben. Als diese Ceremonie vorbei war, ließ er auch noch einige Kokosnüsse bringen.

Ueber diesen Vorfällen war der Tag beinahe vergangen, und mein Gemüth fieng an sich ein wenig von der ausgestandenen Unruhe und den überstandenen Gefahren zu erholen, wir zogen uns daher zurück, um uns zur Ruhe zu begeben, und da ich meine Unglücksgefährten eingeschlafen sah, so legte ich mich ebenfalls nieder, und schlief ruhig bis ohngefähr um acht Uhr. Als wir

erwachten, wurden wir in ein Gemach in dem Hause des Rajahs geführt, wo wir eine Abendmahlzeit von Sagobrod und Erbsen für uns bereitet fanden, die aber so klein war, daß sie ein Mann sehr gut hätte aufzehren können, wir theilten sie indessen doch unter uns, und legten uns dann abermals zum Schlafen nieder.

So mochten ohngefähr zwei Stunden vergangen seyn, als ich von einem Haufen uns noch fremder Malaien aufgeweckt wurde, die, weil sie nicht in der Stadt gewesen waren, uns noch nicht gesehen hatten. Sie bezeigten eine große Neugierde, und befühlten meinen Körper überall, und schienen über meine Farbe und auch über meine Größe verwundert zu seyn, da ich sechs Fuß und einen Zoll hoch bin, und sie noch nie einen Menschen mit so langen Schenkeln gesehen hatten.

Als ich mich genug hatte beschauen und untersuchen lassen, legte ich mich wieder zur Ruhe, um den andern Morgen dieselbe Scene noch einmal zu beginnen, denn mit anbrechendem Tage schon wurde ich abermals von einer Menge von Weibern und Kindern aufgeweckt, die das Haus bis beinahe um zwölf Uhr anfüllten. Aber diesen ganzen Tag über bekamen wir nichts zu essen. Ich bat daher das Oberhaupt um einige Kokosnüsse und um etwas Indisches Korn, das uns auch nach einer halben Stunde gebracht wurde. Von dieser Zeit an wurde jedem von uns des Mittags eine Kokosnuß und eine Aehre von Indischem Korn, und eben so viel auch wieder des Abends gegeben. Auf diese Art lebten wir ohnge-

fähr zwanzig Tage lang, ohne daß wir in dieser ganzen Zeit anders hätten aus dem Hause gehen dürfen, als wenn wir uns baden wollten.

Um diese Zeit traten zwei alte Männer zu uns ein, die uns durch Zeichen zu verstehen gaben, daß sie zu wissen wünschten, aus welchem Lande wir wären, und uns, nachdem ich ihnen begreiflich gemacht hatte, daß wir Engländer wären, wieder verließen. Erst nach Verlauf von zwei Tagen, kam der Eine von ihnen wieder zurück, und brachte einen muhamedanischen Priester mit sich, dessen Name Tuan Hadschi war. Dieser sprach einige Worte Englisch, etwas Portugiesisch, und kannte auch einige Worte der Mauritanischen Sprache. Er war, als er nach Mekka reiste, in Bengalen und Bombai gewesen, und hatte ein Certifikat von Heinrich oder Johann Herbert, dem Gouverneur von Balambangam auf der Insel Borneo, vom Jahre 1771 datirt, das ihm das Zeugniß gab, daß er ein guter Mann sey, dem man sich anvertrauen könne, und daß er von dem Gouverneur bevollmächtiget sey, allen in Verlegenheit gerathenen Engländern beizustehen, und sie zu einem Englischen Haven zu bringen.

Es ist mir unmöglich, das was ich bei dem ersten Anblicke dieses Mannes empfand, zu beschreiben, aber mein vorherrschendes Gefühl war die Hoffnung, daß durch ihn die Nachricht von unsrer traurigen Lage bald auf irgend einer Europäischen Niederlassung in diesem Welttheile werde bekannt werden, und wir so früher oder

später, uns würden erlöst sehen. Tuan Hadschi fragte mich, woher ich käme? und als ich ihm sagte von Bengalen und zuletzt von Batavia, fragte er sogleich den Rajah: wie viel er für mich und meine Leute als Lösegeld verlange? Allein dieser antwortete ihm: daß er uns nicht weggeben würde. Tuan Hadschi bot ihm darauf hundert Dollars in Goldstaub, allein er weigerte sich nochmals uns frei zu geben. Unser guter Freund, der Priester, verließ uns darauf für diesen Abend, nachdem er mir zu meiner Beruhigung gesagt hatte, daß er unsertwegen zu dem Oberrajah gehen wolle. Aber wir sahen ihn vor der Hand nicht wieder, konnten auch nicht erfahren, wohin er gegangen sey, oder wo er sich aufhielt, und ihn selbst hatte ich nicht darum befragt, da ich hoffte ihn den anderen Tag wieder zu sehen.

Wir wurden nun als Gefangene behandelt, und beständig von zwei Personen bewacht, und in dieser Lage mußten wir einen ganzen Monat lang bleiben. Nach dieser Zeit entstand ein Mangel an Lebensmitteln, und nun wurden wir, immer zwei und zwei abwechselnd, in die Wälder geschickt, um Sagobrod zu bereiten, wobei wir den ganzen Tag arbeiten mußten, ohne etwas zu essen zu bekommen, bis wir ein sparsames Abendbrod erhielten.

Viertes Kapitel.

Unsre Gebieter lassen etwas nach in ihrer Wachsamkeit über uns. — Es ereignet sich ein lächerlicher Zufall.

Nachdem wir so zwei Monate als Gefangene gelebt hatten, wurden wir von unsern Wächtern befreit und man erlaubte uns in der Stadt und wo wir sonst wollten, umher zu gehen; indessen war dies doch nur am Tage der Fall, denn in der Nacht wurden wir beständig streng bewacht. Um diese Zeit wurden zwei meiner Leute fieberkrank und da ein Dritter derselben in den Wald war geschickt worden, um Sago zu machen, mußte ich mit jenen und dem Vierten zu Hause bleiben, indessen es mir doch unverwehrt war, in der Gegend umher zu gehen.

Als ich eines Tages von einem dieser Spaziergänge, den ich nach dem Meere, das ohngefähr eine halbe Englische Meile von Travalla entfernt war, gemacht hatte, zurückkehrte, hörte ich in dem nicht weit von der Stadt liegenden Walde einen starken Lärm. Als ich bei dem Hause, in welchem sich meine Kranken befanden, ankam, erfuhr ich, daß derjenige meiner Leute, der noch wohl war, und den ich zu Hause gelassen hatte, mit einem Stück Holz ein Schwein getödtet habe, gegen welche Thierart die Eingebornen einen heftigen Abscheu haben. Ich lief sogleich dahin, wo der Lärm herkam und fand

hier meinen Williams mit seinem todten Schweine, das er mit einem aus Bambusrohr verfertigten Speere erlegt hatte, und von einer Menge von Weibern und Kindern umringt, die ihn mit Schreien und Lachen begleiteten, indem er das Schwein durch die Gebüsche nach dem Hause zu schleppte. Er hatte sich so abgemattet, daß er nicht mehr stehen konnte, und doch wollten ihm die Eingebornen keinen Beistand leisten. Ich gieng sogleich zu ihm, und befahl ihm das Schwein in den Wald zu bringen, um es dort zu zerlegen. Aber nun schrien und lachten die Weiber und Kinder noch ärger, spotteten meiner und nannten mich Satan oder Sytan, welches in ihrer Sprache Teufel heißt. Um ihnen zu entgehen, nahm ich das Schwein auf meine Schulter, allein der wilde Haufe lief immer hinter mir her, und machte einen solchen Lärm, daß die ganze Stadt zusammenlief und mir in einer kleinen Entfernung folgte.

Um meine Beute zerlegen zu können, schickte ich Georg Williams nach einem alten Messer, das man mir zum Holzabschneiden gegeben hatte, das ihm aber beinahe von der Menge Menschen wäre entrissen worden. So bald ich mich desselben bemächtiget hatte, rieb ich es in dem Blute des Schweines herum, weil ich ihren Abscheu vor demselben bemerkt hatte, und daraus schloß, daß sie mir das Messer so am sichersten lassen würden. Jetzt eilte ich, noch immer von einer Menge von Menschen begleitet, mit dem Schweine nach dem Ufer des Meeres, da sie nicht gestatten wollten, daß ich dasselbe in der Nähe der Stadt zerlegte. Ich begann daher dieses Ge-

schäfte, an einem schicklichen Platze nicht weit vom Meere; allein das Messer wollte nicht schneiden, und wir waren daher genöthiget uns Messer aus Bambusrohr zu verfertigen, um unsern Zweck zu erreichen. Als wir unsere Arbeit zu Stande gebracht hatten, machten wir ein Feuer an, um unser Fleisch zu räuchern, weil dies die einzige Methode war, dasselbe aufbewahren zu können.

Mit Sonnenuntergang kam nun auch John Cole, welches eben der von meinen Leuten war, den die Malaien in den Wald geschickt hatten, um Sagobrod zu bereiten, wieder zurück, und brachte uns Sago zu unserm Abendessen mit. Dieser mit dem Schweinefleische gekocht, gab uns allen ein köstliches Mahl, da es wieder das erste Fleichgericht war, das wir seit drei Monaten gegessen hatten.

Die Einfalt der Eingebornen verschaffte uns keine geringe Belustigung. — Unser geräuchertes Fleisch wikkelten wir in große Blätter einer daselbst häufigen Pflanze, und verbargen es in den Wald, weil wir es nicht in das Haus bringen durften. Es versorgte unsern Tisch acht Tage lang, während welcher Zeit die Kinder, so oft sie vor dem Hause vorüber giengen, riefen: Satan muccon Babi, das ist: die Teufel essen Fleisch. Als unser Vorrath aufgezehrt war, mußten wir wieder kärglich leben, indem wir zuweilen Sagobrod oder Kokosnüsse, zuweilen aber auch gar nichts empfiengen.

Fünftes Kapitel.

Wir entdecken unser Boot, aber um es nicht wieder zu sehen. — Wir bekommen Nachrichten von dem alten Priester. — Der Oberrajah von Parlow läßt uns zu sich gebieten. — Wir werden dahin geführt, und haben allerlei Schwierigkeiten auf dem Wege zu bestehen. — Ankunft daselbst und Erscheinung vor dem Rajah. — Wir bekommen eine schlechte Wohnung. — Den Verfasser befällt ein Fieber, gegen welches ihm ein Weib Erleichterung verschafft. — Der Oberrajah weist ihnen eine andere Wohnung an. — Anordnungen des weiblichen Arztes des Verfassers.



Als wir ohngefähr vier Monate zu Travalla gewesen waren, giengen wir eines Tages an das Ufer des Meeres und sahen hier mit Verwunderung unser Boot wieder; allein es hatte keine Segel mehr und war voller Malaien, die an das Ufer kamen. Diese fragte ich, wo sie hinwollten? und erhielt zur Antwort: „zu dem Könige oder Oberrajah. Man sahe, daß ihnen alles daran gelegen war, daß wir uns dem Boote nicht nähern sollten, und daher befahlen sie uns auch, uns nach der Stadt zu begeben, und als wir am Abende dieses Tages wieder an das Ufer giengen, war das Boot verschwunden und wir sahen es nicht wieder.

Aus allen Theilen der unter des Großrajah Herrschaft stehenden Insel strömten Menschen herbei, um uns zu sehen, denn viele von ihnen hatten vorher noch nie

einen weißen Menschen gesehen. — Da ich nun aus mehreren Gründen überzeugt war, daß sie entschlossen waren uns zu behalten, wenn wir ihnen nicht eine beträchtliche Summe zum Lösegelde bieten könnten, forschte ich eifrig nach dem Aufenthalte des alten Priesters, der uns kurz nach unsrer Ankunft besucht hatte. Dabei mußte ich höchst vorsichtig zu Werke gehen, um keinen Verdacht zu erregen, und so erfuhr ich endlich, daß er in Dungally, ohngefähr acht Meilen von dem Orte unsres Aufenthaltes, lebte.

Als wir in unsrer gegenwärtigen Lage ohngefähr acht Monate zugebracht hatten, kam eine Proa von Dungally nach Travalla, um Kokosnüsse zu verkaufen, und diese Gelegenheit benutzte ich, mich bei dem Kapitain derselben nach dem alten Manne zu erkundigen und zu erforschen, wie weit es bis dorthin wäre, und welchen Weg man nehmen müßte, um dahin kommen zu können. Der Mann war auch wirklich so gefällig mir alle die Auskunft zu geben, die er mir geben konnte.

Um diese Zeit ließ uns der Oberrajah von Parlow zu sich gebieten, dessen Residenz an einer Bai gleiches Namens lag, und wir wurden zu Folge dieses Befehls zu ihm gebracht. Meine beiden Kranken wurden zu Wasser in einer Proa übergefahren, indessen ich mit meinen beiden anderen Leuten zu Lande dahin gieng, indem uns der Rajah oder das Oberhaupt von Travalla begleitete und fünf Reuter und ein Fußgänger zu unserer Bedeckung und Bewachung uns folgten. Diese waren alle

mit Speeren und Krißen oder Messern, nach der Landes-sitte, bewaffnet. Wir brachen des Morgens auf und giengen durch verschiedene Dörfer, und da es ein sehr heißer Tag, und der Weg sehr hart war, hatte ich mir, ehe wir das Ziel unsrer Reise erreichten, die Füße so wund gegangen, daß ich kaum noch stehen konnte. Ich hatte keine Schuhe an, und die Steine waren sehr scharf, und der Weg so schlimm, daß selbst der uns begleitende unberittene Malaie in einem so hohen Grade ermüdet wurde, daß er nicht weiter gehen konnte und einer von unserer Wache absteigen und ihn reuten lassen mußte. Wenn wir nun zufällig ein wenig zurück blieben, so ge-bot uns sogleich der Rajah unsre Schritte zu beschleuni-gen; ja sie hatten sogar die Grausamkeit, über mich zu lachen, wenn ich meine Füße an den scharfen Steinen verwundete, oder wenn ich hinkte.

So kamen wir endlich, nach diesem ermüdenden Marsche, gegen zehn Uhr in der Nacht zu Parlow an, wo man uns mit einem warmen Abendessen, das aus ein wenig Reiß, mit grünen Kräutern vermengt, be-stand, bewirthete. Wir wurden nun zwei Tage lang vor jedermann verborgen gehalten und dann am dritten Tage vor den Oberrajah des Stammes geführt. Hier hatten sich wohl gegen zweitausend Menschen, in der Ab-sicht uns zu sehen, versammelt. Wir waren nackend und wahre Bilder des Mitleides. Nachdem man uns eine Zeitlang besehen hatte, wurde jedem von uns eine Muskete gebracht, mit der Frage: „ob wir sie zu gebrau-chen verständen?“ Da wir jetzt ihre Sprache schon ein

wenig sprechen konnten, so bejahete ich jene Frage, weil ich die Absicht derselben nicht errieth, ohne zu ahnen, daß uns diese Antwort so nachtheilig werden könnte, wie sie uns in der Folge wirklich ward. Während der ersten vier bis fünf Tage unsers dasigen Aufenthaltes, waren wir immer mit einer großen Menge von Menschen umgeben, von der Zeit an aber, wurden ihrer immer weniger, und nach Verlauf von ohngefähr neun Tagen, sahen wir uns schon weniger belästiget.

Einige Tage lang wurden wir reichlich mit Reiß versehen. Man brachte uns in ein großes, von allen Seiten offenes Haus, das zwar sehr warm am Tage, aber auch eben so kalt in der Nacht war. Die Ursache dieser Kälte sind die von dem niedrigen Lande und von der Stadt Parlow, die ebenfalls sehr niedrig liegt, und von Reißfeldern umgeben ist, die oft vermittelst kleiner Kanäle mit frischem Wasser überschwemmt werden, aufsteigenden Nebel. Diese Abwechselung der Temperatur hatte eine sehr nachtheilige Wirkung auf mich, indem sie mir eine Erkältung verursachte, zu der sich bald ein Fieber gesellte, das in ein kaltes Fieber übergieng, als eine Krankheit, die hier sehr herrschend war. Aber demohngeachtet ließ man mich immerfort in diesem kalten Hause, ohne mir Kleider zu geben.

So hatte ich nun fünf Tage, seit mich das Fieber befiel, zugebracht, als ein Frauenzimmer zu mir kam, um mich zu besuchen. Die Dame sah mich einige Zeit an, ohne ein Wort zu sprechen, und verließ mich dann

wieder. Es währte aber nicht lange, so kam sie zu mir zurück und brachte mir Tabak und einige Bananen, die sie auf dem Basar oder Markt, der nicht weit von meiner Wohnung entfernt war, gekauft hatte, und beschenkte mich noch überdies mit einem Doppelkei, welches eine Münze, ohngefähr zwei Pence an Werth, ist. Sie fragte mich theilnehmend, ob ich keine anderen Kleider als die hätte, in welchen sie mich sähe? Und als ich ihr mit Nein! antwortete, fragte sie weiter: ob ich wohl etwas Thee zu haben wünsche? Und da ich ihr sagte, daß ich dies sehr wünsche, nahm sie Georg Williams mit sich in ihre Wohnung, und gab ihm Thee für mich und auch ein Gefäß, um ihn darin zu kochen; auch schickte sie mir Reiß und einen Frauenzimmerüberrock, welches ihr Landanzug ist, nebst einem Kissen und zwei Matrazzen, wobei sie dem Matrosen sagte, daß er den andern Morgen wieder zu ihr kommen sollte, da sie ihm denn noch mehr Reiß geben wolle. Dies geschah auch, und sie bewies sich, so lange wir in Parlow blieben, immer als eine sehr gute Freundin von mir. Sie war aus königlichem Blute entsprossen und hatte einen Malaiischen Kaufmann geheurathet, und ich muß es bei dieser Gelegenheit öffentlich bekennen, daß ich hier und überhaupt mehr Güte und Mitleiden bei dem weiblichen Geschlechte als bei den Männern gefunden habe.

Nach Verlauf einiger Tage traf der Großrajah, Tommy Ganjoo, die Veranstaltung, daß ich nebst meinen Gefährten eine bessere Wohnung bekam. Da ich nicht im Stande war zu gehen, so wurde ich in dieselbe

getragen, wobei mich eine große Menge junger Frauenspersonen begleitete, die, so bald wir in dem Hause angelangt waren, ein Feuer anzündeten und anfiengen Reiß zu kochen. An dem Morgen des vierten Tages erschien eine alte Frau vor mir, die eine Hand voll Zweige von einem gewissen Baume brachte, und mir ankündigte, daß sie gekommen sey, um mich gesund zu machen, und zwar augenblicklich. Sie hatte noch vier bis fünf andere Weiber bei sich, wie dies diese Art von Aerzten in diesem Lande zu thun pflegen, wenn sie ihre Kranken besuchen. Sie brachte den ganzen Vormittag damit hin, daß sie mich mit den Baumzweigen rieb, die sie mitgebracht hatte, wobei sie einige Zauberformeln aussprach, die mir wenig Zutrauen erweckten. Mittags um zwölf Uhr kam sie wieder, um die nämliche Ceremonie zu wiederholen, so wie auch am Abend, da sie mich erst gegen zehn Uhr verließ, nachdem sie einem Mädchen befohlen hatte, den andern Morgen mit mir ins Bad in dem Flusse zu gehen, der nicht weit von dem Hause entfernt war. — Da ich indessen nicht Lust hatte, mich von dem Mädchen dahin begleiten zu lassen, so nahm ich mit dem anbrechenden Tage zwei von meinen Leuten mit dahin, badete mich, und gieng dann wieder zurück. Kurz darauf kam wirklich das Mädchen, um mich im Bade zu bedienen, und schien nicht sehr damit zufrieden zu seyn, daß ich vor ihrer Ankunft dahin gegangen war.

Sechstes Kapitel.

Das Fieber verläßt mich. — Der Rajah läßt den Holländischen Kommandanten von Priggia ersuchen nach Parlow zu kommen. — Meine Unterhaltung mit ihm und das Resultat derselben. — Schilderung der Stadt Parlow und der Gegend. — Man erlaubt mir nach Travalla zu gehen, wodurch ich Gelegenheit erhalte die Lage von Dungally zu beobachten. — Der Verfasser fühlt sich aufs neue krank.

Um diese Zeit verlor sich mein Fieber, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, zu sagen, wodurch? Ich erholte mich sehr bald wieder, und dadurch mochte wohl der Oberrajah bewogen worden seyn, einige Tage nachher einen Boten nach dem Holländischen Haven Priggia, der an der Spitze eines sehr großen, an der Ostseite, oder der entgegen gesetzten Seite der Insel befindlichen Meerbusens liegt, und einen Kommandanten hat, zu schicken, und ihn einladen zu lassen. Der Ort war von Parlow ohngefähr siebenzig Engl. Meilen, oder drei Tagereisen entfernt, aber schon nach einigen Tagen kam der Kommandant nach Parlow, und ließ mich zu sich rufen. Er war eigentlich ein Franzose, aber schon seit dreißig Jahren in Holländischen Diensten. Er trug mir an, mit ihm nach Priggia zu gehen, welches ich ihm aber sogleich abschlug, weil die Stadt im Innern des Landes liegt, und ich befürchtete, daß ich möchte gezwungen werden, Holländische Dienste zu nehmen. Er fragte mich darauf, wohin ich zu gehen gedächte? Und da ich

ihm sagte nach Batavia oder Makassar, und von da nach Bengalen, drang er wiederholt in mich, mit ihm zu gehen. Allein ich machte viele Einwendungen dagegen und schlug es ihm endlich geradezu ab, da ich wünschte nach Makassar und von da nach Batavia zu kommen. Er schien hierüber ganz beleidiget zu seyn, und ich mußte ihn verlassen, ohne daß er mir oder meinen Leuten auch nur einen Pfennig, oder Kleider, oder auch nur den geringsten Beistand angeboten hätte.

Das ist alles, was ich Merkwürdiges von unserem achtmonatlichen Aufenthalte zu Parlow zu erzählen habe, und ich will daher nur noch die Stadt kurz beschreiben.

Parlow ist eine feine Stadt; sie hat ohngefähr fünfhundert Häuser und liegt an der Spitze eines Meerbusens, in den ein beträchtlicher Fluß, der das Land einer großen Strecke nach durchfließt, fällt. Die Stadt liegt unter 1 Grad, 30 Minuten, oder beinahe 1 Grad südlicher Breite, und ist die Hauptstadt einer schönen Landschaft, welche Uncuila heißt, und einen großen Ueberfluß an Hornvieh, Pferden, Schaafen und Ziegen hat. Um die Stadt her und in ihrer Nähe sind Reißfelder, die von Zeit zu Zeit durch kleine, mit dem Flusse in Verbindung stehende, Kanäle unter Wasser gesetzt werden. Die Gegend hat einen Ueberfluß von Pisangbäumen, Bananen, süßen Kartoffeln oder Pataten, Jackäpfel, die sie wie den Kohl essen, und Chillirs oder kleinen Vogelpfeffer, der wild wächst und dessen sich die Eingebornen

bedienen. Die Einwohner rauchen auch Opium, das sie von den Holländern erkaufen.

Da ich sah, daß man nicht Lust hatte uns wegzuschicken, wünschte ich nach Travalla zurückzugehen, in der Absicht dort einen Versuch zu machen, nach Dungally zu entfliehen, wo unser guter Freund der Priester Tuan Hadschi, wohnte. Ich gieng deshalb zu dem Oberrajah, und bat ihn, mir zu erlauben, mit einer Proa, die eben im Begriff war nach Travalla abzusegeln, dahin gehen zu dürfen, indem ich als die Ursache dieser Bitte den Wunsch angab, meiner Gesundheit wegen einige Tage das Seebad zu brauchen. Er ertheilte mir zwar die gebetene Erlaubniß, ließ aber den Kapitän der Proa zu sich rufen, und schärfte ihm ein sorgfältig zu verhüten, daß ich Dungally zu sehen bekäme, und es daher so einzurichten, daß er in der Nacht daselbst vorüber führe; denn er hatte erfahren, daß der Priester sich in Travalla nach uns erkundiget hatte. Wir fuhren darauf wirklich ab; ich ließ jedoch meine Leute zurück, und hatte diesen auch nichts von meinem Plane gesagt, weil ich glaubte unsre Entweichung desto besser vorbereiten zu können, wenn ich allein wäre.

Glücklicherweise überfiel uns, als wir um Mitternacht auf unserer Fahrt bei Dungally waren, eine Windstille. Meine Malaien griffen daher zu ihren Rudern, und nöthigten mich ihnen dabei zu helfen, da uns aber die Strömung entgegen war, so konnten wir, aller Arbeit ohngeachtet nicht in der Nacht vor dem Vorgebirge

von Dungally vorbei kommen. Ich sah es am Morgen noch, und dies war ein höchst glücklicher Umstand für mich, denn nun konnte ich die ganze Stadt ungehindert übersehen, und ich merkte mir auch die Lage derselben sehr sorgfältig. Wir waren bis jetzt zwei Tage unterwegs gewesen, und den dritten langten wir an dem Orte unserer Bestimmung, nämlich in dem Haven von Travalla an. Allein die Bewohner schienen eben nicht sehr über meine Gegenwart erfreut zu seyn, da sie gerade Mangel an Lebensmitteln litten. Sie gaben mir daher hauptsächlich unreife Kürbisse zu essen, wodurch ich bald so sehr abgemattet wurde, daß ich anfieng für mein Leben zu fürchten. Indessen beschäftigten sich meine Gedanken unablässig mit meinem Plane nach Dungally zu entfliehen, ob ich gleich so sehr war geschwächt worden, daß ich kaum gehen konnte.

Um indessen doch etwas zu thun, gieng ich in ein nicht weit von der Stadt abliegendes Dorf, erbat mir dort etwas Indisches Korn, und begab mich dann an die Stelle, wo wir unsern Bootshaken, die Axt, die Messer und den Dollar vergraben hatten. Den letztern nahm ich zu mir und verbarg ihn so sorgfältig als ich konnte. Darauf gieng ich in meine Wohnung zurück, und legte ihn sowohl, als das erhaltene Indische Korn unter mein Kopfkissen, weil ich wohl wußte, daß dies die Einwohner nie anrühren würden. Ich gieng darauf täglich aus, um noch mehr Indisches Korn zusammen zu bringeu, das ich allezeit zu meinem andern Vorrath legte. Darauf nahm ich einen Malaien, der mir

unter allen die meiste Freundschaft erzeigt hatte, mit dahin, wo die oben erwähnten Sachen noch vergraben lagen, und machte ihm ein Geschenk damit. Er dankte mir zwar mit vielen Worten dafür, fragte aber doch auch, wo ich mein Geld hätte? Ich versicherte ihn, daß ich keines habe, aber er wollte mir es nicht glauben, sondern wühlte den ganzen Platz um, bis er sich endlich überzeugte, daß kein Geld daselbst verborgen war, und nun mit mir nach der Stadt zurück gieng.

Allein diese Anstrengung wäre mir beinahe gefährlich geworden. Ich nahm daher den folgenden Tag eine gute Portion Salzwasser zu mir, die sehr kräftig wirkte. Und da ich nun auch meine Diät veränderte und von dem Indischen Korn aß, das ich zusammen gebracht hatte, verlor sich meine Schwäche bald, und mit meiner vorigen Stärke kehrte auch der Vorsatz wieder zurück, so bald als möglich nach Dungally zu entfliehen.

Siebentes Kapitel.

Versuch zu Wasser zu entkommen, daraus entstandene Gefahr und Nothwendigkeit zurückzukehren. — Ein anderer Versuch zu Land zu entfliehen gelingt besser. — Ankunft zu Dungally und Zusammenkunft mit Tuan Hadschi. — Auch die Leute des Verfassers kommen dahin.

Da ich beständig mit dem Gedanken an meine Flucht beschäftiget war, hatte ich mich mit einem Bambusspieße versehen, und ob ich gleich immer von drei Männern und zwei Weibern, die mit mir in einem Hause schliefen, bewacht wurde, stand ich doch in einer Nacht um zwölf Uhr heimlich auf, nahm meinen Spieß und gieng, da ich meine Wächter schlafend fand, aus dem Hause und nach dem Meere zu, wo ich mir vorgenommen hatte ein Boot zu stehlen, und zu Wasser nach Dungally zu gehen. Als ich an das Gestade kam, fand ich auch wirklich ein Kanot, das ich ohne Zeitverlust losmachte, und darauf in die See gieng. Allein kaum war ich eine Englische Viertelmeile von dem Ufer entfernt, als mein Kanot so leck wurde, daß es bald beinahe halb mit Wasser angefüllt war. Da ich nicht schwimmen konnte, war mir dies allerdings beunruhigend und ich ruderte also, weil es unmöglich war, damit weiter zu kommen, wieder nach dem Ufer zurück, und kaum hatte ich dasselbe erreicht, so füllte sich das Kanot mit Wasser an, und versank in einer Tiefe von mehr als fünf Fuß.

Ich gieng nun, nachdem ich dieser Gefahr nur mit Mühe und durch den Schutz der Vorsehung entronnen war, an das Land zurück. Hier war der erste Gegenstand den ich erblickte, ein Mann, von dem ich glaubte, daß er die Absicht habe, mich aufzusuchen. Da ich aber entschlossen war, mich von Einem Manne nicht gefangen nehmen zu lassen, gieng ich mit meinem Spieße in der Hand auf ihn zu, allein, als ich ihm nahe kam, begab er sich auf die Flucht und lief in den Wald. Es war wahrscheinlich ein Fischer. Ich selbst gieng nun, ohne mich länger zu verweilen, in die Stadt zurück, wo ich noch alles ruhig fand, und sah, daß ich nicht war vermißt worden.

Da ich mit dem Wege bekannt war, beschloß ich nun zu Lande nach Dungally zu gehen, und begann auch sogleich die Reise dahin. Ich gieng glücklich durch die Wälder und über die Berge, ohne von etwas anderem als Büffeln beunruhiget zu werden, die sich aber doch mit Steinen verjagen ließen. Ich mußte durch viele Dickichte gehen, und kam auch an zwei Dörfer, die ich aber, aus Besorgniß aufgehalten zu werden, umgieng, und sie links von mir liegen ließ.

Gerade als der Tag herauf dämmerte, hörte ich in Dungally die Hähne krähen. Ich eilte also nach der Stadt zu kommen, die ich auch bald liegen sah und mit einem hölzernen Zaune umgeben fand. Ich richtete meine Schritte nach dem Mittelpunkte derselben, und setzte mich daselbst, da ich noch keinen Menschen wachend

sah, auf einen hölzernen Block. Kaum hatte ich eine halbe Stunde so gesessen, so hörte ich in dem nächsten Hause, das, wie ich in der Folge erfuhr, der Longar, oder das Gemeindehaus war, ein Geräusch und sah bald einen Mann heraus kommen, der, wie es sich bald offenbarte, ein Diener des alten Priesters war, den ich aufzusuchen gekommen war. Der Mensch lief, als er mich erblickte, sogleich zurück und schrie: „Puta Satan! Puta Satan!" welches so viel heißt als: „dort sitzt ein weißer Teufel!" In diesem Augenblicke kam einer von den Männern heraus, die mich in Travalla gesehen hatten, der mich, als er mich erkannte, bei der Hand ergriff und mich Steuermann oder Schiffsmeister nannte. Er führte mich darauf geradesweges zu meinem guten Freunde, dem Priester Tuan Hadschi, nach dem mich so ängstlich verlangt hatte.

Der Priester stand sogleich aus seinem Bette auf, welches auch seine Gattin that, die ein junges Weib, und dem Ansehen nach nicht über sechszehn Jahre alt war. Ich freute mich herzlich ihn wieder zu sehen, und bei seinem Anblicke wurde meine Hoffnung mich und meine unglücklichen Gefährten endlich wieder in Freiheit zu sehen, aufs neue belebt. — Seine erste Frage an mich war: ob ich hungrig sey? und da ich sie bejahte, ließ er mir sogleich etwas Reiß und Fisch bringen. Ich mochte in der vergangenen Nacht etwa neun Englische Meilen gemacht haben, das Frühstück war mir daher um desto annehmlicher. Da ich nur schlecht bekleidet war, und diese Kleidungsstücke voller Läuse waren, (von wel-

chem Insekt die Eingebornen sehr geplagt werden) so gab ich dem Priester meinen Dollar, den ich mitgenommen hatte, und er selbst legte noch zweie dazu, und kaufte mir Leinwand zu einem Hemde, zu einer Jacke und ein Paar Hosen, welches alles ich mir selbst verfertigte. Dies waren die besten Kleidungsstücke, die ich dort getragen habe.

Indessen hatte der Rajah von Travalla erfahren, daß ich nach Dungally entflohen war, und kaum war ich drei Tage hier, als er mich zurückfordern ließ. Allein der alte Priester und auch der Rajah von Dungally schlugen diese Forderung ab, und ich selbst war auch gar nicht gesonnen, zurückzukehren.

Der Priester und der Rajah versicherten mich nun, daß sie mich in drei Monaten nach Batavia oder Makassar bringen wollten, und befahlen mir zugleich auch meine in Parlow zurück gelassenen Gefährten kommen zu lassen. Ich ließ mir also ein Blatt Papier geben, das der Priester glücklicherweise vorräthig hatte, und schrieb mit einer aus Bambusrohr verfertigten Feder, einen Brief an meine Leute, in welchem ich ihnen auftrug zu mir zu kommen. Da gerade eine Proa dorthin abgieng, gab ich ihn dem Kapitän derselben, und bat ihn, den Brief so heimlich als möglich abzugeben. Er richtete seinen Auftrag auch wirklich pünktlich aus, und nach Verlauf von vier Tagen kamen meine Leute alle zu unserer größten Freude glücklich in Dungally an.

Sie waren von Parlow an einem Festtage, mit Einbruche des Abends entflohen; da sie also die ganze Nacht vor sich hatten, kamen sie den andern Tag um zwölf Uhr nach Dungally, das ohngefähr zwölf Engl. Meilen von Parlow entfernt ist. Sie wurden von den Eingebornen mit großer Freude aufgenommen, die uns auch sogleich reichlich mit Lebensmitteln versahen. Und auch dieser glückliche Umstand belebte unsre Hoffnung, nach so vielen Gefahren, denen wir immer nur kaum entronnen waren, und nach so mancherlei überwundenen Schwierigkeiten, endlich doch noch eine Europäische Niederlassung zu erreichen.

Achtes Kapitel.

Da Tuan Hadschi genöthiget ist zu verreisen, läßt er mich bei seiner Familie. — Während seiner Abwesenheit entsteht ein großer Mangel an Lebensmitteln. — Die Rajahs von Parlow und Dungally bekriegen einander. — Abermaliger Mangel an Lebensmitteln. — Tuan Hadschi beschließt eine Reise nach Sawyah, und der Rajah versagt mir die Erlaubniß ihn dahin zu begleiten. — Vorbereitungen zu einer Flucht, die aber vereitelt wird.

Tuan Hadschi gab mir nun die Versicherung, daß er in zwei Monaten abreisen werde, und setzte hinzu, daß er genöthiget sey, vorher eine kleine Reise zu machen, um sich Proviant zu verschaffen, und daß er diese nach

wenig Tagen antreten werde. Dies geschah auch, und er ließ mich in seinem Hause, bei seiner Gattin und zwei Bedienten zurück, meine Gefährten aber in dem Longar oder Gemeindehause, wo sie von dem Rajah mit Lebensmitteln versorgt wurden.

Kaum war der alte Priester aber abgereist, so entstand ein Mangel an Lebensmitteln, wodurch wir in eine große Verlegenheit gesetzt wurden und außerordentlich zu leiden hatten. In der Zeit von ohngefähr einem Monate waren fast alle Lebensmittel aufgezehrt, und wir wurden weiter in das Land hineingebracht, um dort von den Bewohnern, die zu dem nämlichen Stamme gehörten, und regelmäßig zu einer bestimmten Zeit im Jahre von dem Dorfe auf das Land giengen, um Reiß und Indianisches Korn zu bauen, dergleichen zu bekommen.

Wir blieben hier zwei Monate lang. Während dieser Zeit aber überzog der Rajah von Parlow den von Dungallly mit Krieg, weil er uns nicht ausliefern wollte. Sobald die Nachricht davon nach Dungally kam, wurden wir auch, nebst allen übrigen Einwohnern, dahin zurück gerufen, und da nun auch die Früchte reif waren, wurden sie geärndtet und in die Stadt gebracht.

Gerade um diese Zeit kam auch Tuan-Hadschi von seiner Reise zurück, und der Rajah bestand darauf, daß auch ich ein Feuergewehr nehmen und für ihn fechten sollte, und da der Krieg eigentlich unsertwegen geführt

wurde, so war ich es sehr gern zufrieden. Er gab mir eine Muskete und wieß mir meinen Posten in einem kleinen Thurme oder Wachthause an, das bei der Umzäunung der Stadt errichtet war und wo auch eine Drehbasse stand, mit der ich, im Fall eines Angriffes, auf die Feinde feuern sollte.

Die beiden Stämme wurden auch wirklich eines Tages handgemein und auf jeder Seite mochten ohngefähr zweihundert Mann fechten. Die Feinde tödteten acht von unseren Leuten und verwundeten noch mehrere. Den Getödteten schnitten sie sogleich die Köpfe ab. Sie zogen sich aber nach diesem Gefechte mit ihren Getödteten und Verwundeten wieder nach Parlow zurück, und den erhaltenen Nachrichten zu Folge, war ihr Verlust beträchtlich. — Dies war die einzige Schlacht, die, so lange ich unter den Malaien lebte, vorfiel.

Um diese Zeit entstand ein abermaliger Mangel an Lebensmitteln und Tuan Hadschi wurde von Geschäften genöthiget, schon wieder nach dem Haven Sawyah zu verreisen, der ohngefähr drei Grade nördlich von Dungally und zwei Grade nördlich von der Linie liegt. Ich bat ihn daher, mir zu erlauben, ihn begleiten zu dürfen, und er gab mir die Versicherung, daß er nichts dagegen habe, wenn es der Rajah zufrieden sey. Ich wendete mich daher mit meiner Bitte an diesen, allein er schlug mir sie ab, indem er sagte, daß ich da bleiben und Wache halten müsse.

Ich gieng also wieder nach meinem Wachthause,

musterte unsere Leute und brachte alle unsere Gewehre und was ich sonst von dem Rajah erhalten hatte, in sein Haus und erklärte ihm gerade zu, daß ich nicht länger Wache halten würde, sondern mit meinen Gefährten nach Makassar gehen werde. Er antwortete mir zwar sogleich, daß er dies nicht zugeben würde, aber ich legte die Gewehre auf die Erde, verließ das Haus und gieng nach dem Longar und von da nach meiner Wohnung, um mir etwas zu essen geben zu lassen, — denn wir waren in der Kunst zu betteln jetzt schon Meister geworden und konten die Landessprache vollkommen gut sprechen. Darauf gieng ich auch in die Gärten, um mir dort einige Pisangfrüchte und Kürbisse zu erbitten, die man mir auch anfänglich nicht versagte, bald aber mit dieser Freigebigkeit wieder einhielt.

Da ich entschlossen war, nicht länger auf diese Art zu leben, und doch kein anderes Mittel zur Flucht vor mir sah, so faßte ich den Entschluß, ein Kanot zu stehlen, und in demselben mit meinen Leuten zu entfliehen. Als ich diesen meinen Vorsatz bekannt machte, gaben sie meinem Plane ihren einstimmigen Beifall. Wir fiengen daher sogleich in dem nicht weit von der Stadt entfernten Walde an, die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung desselben zu machen, indem wir uns besonders Kanotruder verfertigten. Auch suchten wir uns Indianisches Korn zu erbetteln, um uns einen Vorrath von Lebensmitteln zu verschaffen, aber wir bekamen nur sehr wenig. Nach zwei Tagen waren wir reisefertig und beschlossen nun in der Nacht das Land mit einem Kanote

zu verlassen, das uns sehr bequem an dem Ufer, in einer geringen Entfernung von der Stadt, lag. Wir wollten nach Makassar, das von Dungally ohngefähr vier Grad südlich liegt, gehen. Gegen zehn Uhr des Abends verließen wir auch wirklich die Stadt, schoben das Kanot in das Wasser und unsern Proviant hatten wir an das Ufer gelegt. In dem Augenblicke aber, da ich das Segel ergriff, um es in das Kanot zu tragen, und nicht wähnte, daß irgend ein Mensch in unserer Nähe sey, wurde ich von etwa zwanzig mit Spießen bebewaffneten Männern umringt. Sie machten uns zu Gefangenen und führten uns vor den Rajah, der mir befahl, mich über unser Betragen zu verantworten. Ich erklärte ihm geradezu, daß es unser Vorsatz gewesen sey, zu entfliehen, da er mir nichts zu leben gebe, und daß ich den Ort bei der ersten sich mir darbietenden Gelegenheit verlassen würde. Die Sache hatte weiter keine Folgen, und da wir jetzt die Sprache verstanden und das Volk kannten, fürchteten wir weiter keine Gefahr mehr.

Neuntes Kapitel.

Tuan Hadschi geht nach Sawyah und da uns der Rajah wiederholt die Bitte abschlägt, ihn begleiten zu dürfen, verlassen wir heimlich die Stadt, und folgen ihm in einem Kanot, dessen wir uns bemächtigen. — Wir entschließen uns nach Makassar zu segeln, werden aber durch einen Zufall genöthiget mit dem alten Priester nach Sawyah zu gehen. — Er schenkt mir eine in dem Meerbusen liegende Insel. — Wir reisen wieder zurück.

Einige Tage nach diesem Vorfalle machte der Priester Tuan Hadschi Anstalten zu seiner Reise nach Sawyah, und da ich auch dies für die einzig mögliche Gelegenheit hielt, unsere Entkommung zu bewerkstelligen, bat ich ihn wiederholt um die Erlaubniß, mit ihm gehen zu dürfen. Er war es auch zufrieden, aber der Rajah blieb bei seiner Weigerung. Ein sehr glücklicher Zufall war es daher, daß der alte Mann, der nun völlig reisefertig war, die Stadt in der Nacht gegen zwölf Uhr verließ; diese Gelegenheit zu entkommen, war zu günstig, als daß ich sie hätte ungenützt vorbeigehen lassen können, und ich folgte daher mit meinen Gefährten dem Priester auf dem Fuße nach, in der Absicht mich eines an dem Gestade liegenden großen Kanots, das glücklicherweise in jener Nacht angekommen war, zu bemächtigen. Als wir an das Thor kamen, durch welches unser Freund so eben gegangen war, fragte mich die Wache, wo ich hin wollte? Ich antwortete, daß wir bestimmt wären,

den alten Priester nach Sawyah zu begleiten, um Sago dort zu bereiten. Man war mit dieser Antwort zufrieden, und zweifelte um so weniger an der Wahrheit unsrer Aussage, da Tuan Hadschi einen Augenblick zuvor durchpassirt war. Sobald wir außer der Stadt waren, wurde das Thor verschlossen.

Tuan Hadschi hatte sich eben an Bord der Proa begeben, als wir an dem Gestade ankamen. Da wir hier das große Kanot fanden, so holten wir unsere Kanotruder, die wir uns, wie ich bereits erzählt habe, schon drei Tage früher gemacht, und in dem Gehölze versteckt hatten, und stießen mit dem Kanote vom Lande, in der Absicht, anstatt nach Sawyah, nach Makassar zu gehen, ob wir gleich für einige Zeit mit unserm alten Freunde einerlei Weg nehmen mußten.

So fuhren wir ihm nach; allein der anbrechende Tag nöthigte uns, nach dem entgegengesetzten Ufer zu fahren, um nicht entdeckt zu werden. Hier zündeten wir ein Feuer an, um so die Nacht zu erwarten. Aber auch die Proa wurde von widrigem Winde genöthiget, nach dem Lande zu gehen; glücklicherweise aber wurden wir nicht bemerkt, ob sie gleich nicht weit von uns war und vor uns vorbei fuhr, da eben die Nacht einbrechen wollte.

Mit dem Untergange der Sonne brachen auch wir wieder auf. Um unsere Fahrt zu beschleunigen, beschlossen wir, als wir ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer entfernt waren, ein Segel von einer Matte zu ma=

chen, die wir uns zu verschaffen gewußt hatten; allein, da einer unserer Leute bei dieser Arbeit auf den Rand des Kanots trat, schlug es um und wir fielen alle in das Wasser. Da nun das Kanot verkehrt lag, suchten wir den Boden desselben, der nun oben war, zu erklimmen, um dort zu überlegen, was nun zu thun sey. Wir beschlossen, das Kanot wieder umzukehren, das Wasser mit den Händen auszuschöpfen, und dann wieder nach dem Ufer zu fahren, das wir eben verlassen hatten. Wir retteten zwar unsere Ruder und unsere Messer, aber alle unsere Lebensmittel giengen verloren.

Es gelang uns auch wirklich das Land zu erreichen, wo wir unser altes Feuer wieder anzündeten, um uns zu trocknen und zu erwärmen. Da wir diesen Zweck erreicht hatten, machten wir uns wieder auf den Weg und ruderten die ganze Nacht hindurch. Als der Morgen anbrach, entdeckten wir dicht neben uns eine Proa, die sogleich Besitz von uns nahm. Da ich aber die Malaien versicherte, daß wir Befehl hätten, dem alten Manne nach Sawyah zu folgen, glaubten sie uns auf unser Wort und brachten uns zu ihm, anstatt uns nach Dungally zu führen, und so entkamen wir glücklich der uns drohenden Gefahr. Als wir bei der Proa ankamen, sagte ich Tuan Hadschi, daß es nicht unsere Absicht gewesen sey, zu entfliehen, sondern ihm zu folgen, und setzte hinzu, daß wir sehr hungrig wären. Er befahl daher sogleich uns etwas Reiß zu geben, nahm aber auch unverzüglich Besitz von unserem Kanot, und schickte es mit

der ersten Gelegenheit nach Dungally zurück, und wir blieben nun ziemlich lange mit ihm zu Sawyah.

Während unseres Aufenthaltes daselbst gieng ich eines Tages mit ihm auf eine in der Bai von Sawyah liegende Insel, und als wir daselbst angekommen waren, machte er mir ein Geschenk damit und nannte sie Steuermannsinsel, um mir ein Kompliment dadurch zu machen, weil er mich Steuermann nannte. Er befahl mir, in voller Form Rechtens Besitz davon zu nehmen, welches ich auch that und zum Zeichen davon, ein Feuer anzündete und einen Steinhaufen errichtete. Auch schlug ich einen großen Pfahl ein, in den ich meinen Namen, so wie den Monatstag und die Jahrzahl schnitt. Die Insel war nicht bewohnt, hatte aber einen Ueberfluß an Vögeln verschiedener Art und an wilden Schweinen, so wie an Mango's, Zitronen und Limonien.

Nachdem ich auf diese Art von meinem menschenleeren Lande förmlich Besitz genommen hatte, giengen wir wieder nach Sawyah zurück. Mein Wohlthäter gab mir die Erlaubniß mit seinen Leuten Sago für mich zu verfertigen und wir bereiteten wirklich einen ziemlichen Vorrath davon, mit dem wir machen konnten, was wir wollten, und wir vertauschten daher einen Theil davon gegen Fische und einen Theil gegen Kokosnüsse. Darauf verließen wir den Platz und giengen nach Dumpalis, das ein wenig südlich von Sawyah liegt.

Zehntes Kapitel.

Tuan Hadschi geht nach Tomboo. — Während seiner Abwesenheit komme ich mit dem Kapitän einer Proa überein uns nach Sulu zu bringen. — Er hintergeht uns und führt uns nach Tomboo, wo er uns an Tuan Hadschi ausliefert. — Abermaliger Versuch zu entfliehen.

Da Tuan Hadschi wegen einiger Geschäfte nach Tomboo, welches eine Tagereise südlich von Dumpalis liegt, zu gehen genöthiget wurde, bat ich ihn um die Erlaubniß zurückbleiben zu dürfen, weil unser jetziger Aufenthaltsort ein sehr bequemer Platz zum fischen war. Er war es zufrieden und versprach mir in ungefähr zwanzig Tagen wieder zurückzukommen und uns abzuholen. Indessen kam vierzehn Tage nach seiner Abreise, eine Proa an das Land, die nach Sulu, einer kleinen zu den Philippinen gehörigen Insel, die sieben Seetagereisen von uns entfernt lag, bestimmt war. Dies schien mir eine zu gute Gelegenheit zu unserer Rettung zu seyn, als daß ich sie hätte ungenützt vorbeigehen lassen können. Ich wurde daher mit dem Accorder, oder dem Kapitän der Proa einig, uns mit nach Sulu zu nehmen, weil ich wußte, daß alle Jahre Englische Schiffe dahin kommen und die Insel überdies nicht weit von der Insel Manilla entfernt liegt, und wir daher eine desto schnellere Erlösung hoffen konnten. Wir giengen auch wirklich an Bord der Proa; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich sah, daß der Kapitän derselben sei-

nen Lauf nach Tomboo nahm, anstatt nach Sulu zu fahren! Indessen, wir waren in seiner Gewalt, und konnten nichts dagegen thun. Wir landeten bei Tomboo, wo unser Kapitän uns an Tuan Hadschi überlieferte und ihm alle unsere Pläne entdeckte.

Bei unserer Zusammenkunft fragte er mich sogleich; was ich nun anzufangen gedächte? Worauf ich ihm ohne Zurückhaltung sagte: daß ich fest entschlossen sey, zu entfliehen, weil ich nie daran denken würde hier zu bleiben; indessen, fuhr ich fort, würde ich sehr gern mit ihm gehn, wenn er uns nach Sulu oder Makassar bringen wollte. Er gab mir aber darauf eine sehr harte Antwort, und da in diesem Augenblicke zwei Kaperkapitäne zu ihm hereinkamen, bekümmerte er sich nicht weiter um mich.

Seit dieser Unterhaltung wurden wir, sowohl von dem alten Priester, als auch den übrigen Eingebornen so sehr vernachlässiget, daß es mir beinahe das Herz brach. Ich saß in dieser Gesellschaft eine ganze Stunde lang schweigend — aber länger war ich auch nicht vermögend an mich zu halten. Der Gedanke, daß diese schwarzen Wilden die Gebieter meines Schicksals seyn sollten, machte, daß ich in bittere Thränen ausbrach.

Dies bemerkte einer der Gegenwärtigen und machte den alten Mann aufmerksam darauf. Dieser kam sogleich zu mir und fragte nach der Ursache meines Kummers. — Ich antwortete ihm: daß dies nicht die rechte Art sey, einen Engländer zu behandeln; daß ich kein

Verbrechen begangen habe, und daß mein Wille sey, in mein Vaterland und zu meiner Gattin zurückzukehren, nicht aber unter diesen wilden Völkern zu bleiben. Alles das sagte ich heftig schluchsend, wodurch der alte Mann so sehr gerührt wurde, daß er ebenfalls in Thränen ausbrach. *)

Er schloß mich darauf in seine Arme und schwur mir, daß, so lange er auch nur noch einen Mundbissen haben würde, ich meinen Theil davon bekommen sollte. Dieser Beweis von Güte machte einen tieferen Eindruck auf mein Gemüth, als alles was mir bisher unter diesen Menschen begegnet war. — Der alte Priester befahl

*) Auch der Kapitän Forrest spricht von Tuan Hadschi, als von einem Manne von großem Ansehen und einem wichtigen Einflusse und der ihm sehr nützlich geworden.

In seinen Reisen nach den Molukken schildert er den Charakter desselben folgendermaaßen:

„Ich hatte einen Mann von Stande, Erziehung und gutem Betragen bei mir, nämlich Tuan Hadschi. Er war als Pilgrim in Mekka gewesen und ein Verwandter des Sultans von Batchian. Herr Herbert, der Gouverneur von Balambangan, machte ihn zum Buggiesen Kapitän (captain of buggesses) und er hatte noch größere Aussichten. Ich wußte daß ich mich ganz auf seine Treue verlassen konnte und daß er mir auf der Reise sehr nützlich seyn würde da er ehedem in dem Haven Dory. an der Küste von Neu-Guinea gewesen war. Ohne einen solchen Mann würde mir mein Malajisches Schiffsvolk gefährlich geworden seyn, besonders weil ich Geld zur Bestreitung des Aufwandes den die Reise erforderte, bei mir hatte, u. s. w."

darauf mir zu essen zu bringen, und ließ mir ein Gericht geben, das mir sehr angenehm war.

In dieser Lage blieben wir acht bis zehn Tage an diesem Orte, in welcher Zeit sich uns wenig Hoffnung zeigte, daß er uns mit sich hinwegnehmen werde. Wahrscheinlich war seine Gewalt nicht seinem guten Willen gleich, da der Ort unter den Befehlen des Rajahs von Dungally stand.

Wir faßten daher abermals den Entschluß uns eines Kanots zu bemächtigen und mit demselben bei der ersten schicklichen Gelegenheit den kühnen Versuch zu wagen, nach Makassar zu gehen. Ich begann auch wirklich sogleich die nöthigen Vorkehrungen zu treffen und verfertigte in dieser Absicht zuvörderst fünf Kanotsruder, und meine vier Leute schickte ich aus, den Eingebornen bei dem Ausdreschen des Reißes zu helfen, weil dergleichen Arbeiten durch einen Antheil von der Ausbeute bezahlt werden, und sie brachten wirklich in zwei Tagen fünf bis sechs Quarts *) davon zusammen. Obgleich ich zu keiner Zeit erlaubt hatte, etwas von Privateigenthum zu nehmen, (welcher Maaßregel wir, wie ich überzeugt bin, größtentheils unsere Sicherheit und manche kleine Gefälligkeit zu danken gehabt haben), so machten wir doch jetzt den Plan, das Kanot des Rajahs zu stehlen, das sehr klein war. Allein er mochte unser Vorhaben merken und ließ es daher von dem Ufer wegnehmen und in die Nähe seiner Wohnung bringen.

*) Ein Quart hält zwei Englische Pinten.

Indessen brachte ein glücklicher Zufall noch an dem nämlichen Tage eine Kaperproa in den Fluß und nach Tomboo, die ein sehr schönes Kanot hatte. Ich faßte den Entschluß, mich desselben zu bemächtigen, und um die Ausführung desselben zu erleichtern, bat ich den Befehlshaber, mir das Kanot zum Fischfange zu leihen, und da es nicht weit bis in die See war, wurde mir der Gebrauch desselben bewilligt. Ich war so glücklich, verschiedene Fische zu fangen, die ich mit der Mannschaft der Proa theilte, und dann um die Erlaubniß bat, mich des Kanots in gleicher Absicht in der folgenden Nacht bedienen zu dürfen. Allein dieses Begehren wurde mir abgeschlagen, ob man mich gleich versicherte, daß ich mich am Tage des Kanots sollte frei bedienen können. Aber dennoch beschlossen wir, dasselbe noch in der nämlichen Nacht zu stehlen. — Die Proa, zu der es gehörte, lag an einem steilen Ufer, und das Kanot war an dem Hintertheile desselben befestigt. Um unseren Plan zu verbergen, giengen wir alle ruhig zu Bette, wo wir bis gegen zwölf Uhr blieben; da aber, weil es eine schöne mondhelle Nacht war, noch alle Mädchen wach waren und theils im Freien spannen, theils tanzten, so mußten wir uns noch in dem Hause so lange verborgen halten, bis sie sich schlafen gelegt hatten. So bald alles ruhig war, gieng ich allein aus dem Hause und dahin, wo die Proa mit dem Kanot lag, und befahl meinen Leuten mir zu folgen, wenn es mir gelungen seyn würde, mich desselben zu bemächtigen.

Als ich mich der Proa näherte, hörte ich in dersel-

den sprechen, die darauf befindlichen Menschen konnten sich also nicht zur Ruhe gelegt haben. Ich stieg indes doch in das Kanot, das an dem Hintertheile der Proa angebunden war, hatte aber dabei die Vorsicht, meine Fischschnur in die Hand zu nehmen, um, im Fall ich sollte entdeckt werden, sagen zu können, daß ich habe fischen wollen. Glücklicherweise aber sah und hörte mich Niemand, und so gelang es mir das Kanot unbemerkt und ohne das geringste Geräusche von der Proa loszumachen. Ich brachte es nun glücklich an das nicht weit entfernte Gestade, wo ich meine Leute mit unseren noch übrigen kleinen Reichthümern fand, die bloß in vier Quarts Reiß und zwei Quarts Sago bestanden, welcher letztere noch dazu unbrauchbar war, weil er nicht gebacken war.

Aus der Verlegenheit, wie ich es anfangen sollte, Feuer zu bekommen, half mir ein glücklicher Fund. Dieser bestand in der Klinge eines Holländischen Messers, die ohngefähr sechs Zoll lang war und vortrefflich Feuer schlug. Sie war mir ein unschätzbarer Reichthum. Ich besaß auch schon einen Feuerstein und etwas Zunder, den ich von den Eingebornen erbettelt hatte, die ihn aus der Rinde eines gewissen Baumes verfertigen. Den Zunder verwahrten wir in einer aus zwei Stücken Bambusrohr verfertigten Büchse. — Die Eingebornen machen sich Feuer dadurch an, daß sie ein Stück Bambusrohr und ein Stück China an einander reiben; wir waren indessen in dieser Kunst nicht sehr erfahren, und mußten uns daher jene Materialien zu verschaffen suchen.

Eilftes Kapitel.

Wir erreichen auf unsrer Flucht eine kleine Insel, wo wir aber kein Wasser finden. — Wir werden gefangen genommen und nach Pamboon gebracht, wo man uns alle unsre Habseligkeiten nimmt. — Man führt uns vor den Rajah, der uns zurück zu halten wünscht.

Wir stießen mit unserm Kanote vom Lande und richteten unsern Lauf nach einer kleinen in der Bai liegenden Insel, die etwa drei Seemeilen entfernt seyn mochte, und bei der wir mit Tagesanbruch ans Land giengen. Da wir aber hier kein Wasser fanden, verließen wir sie bald wieder, und fuhren einer Landspitze zu, von der wir wußten, daß sie unbewohnt war. Hier fanden wir etwas Wasser, und besserten auch unser Kanot aus, das sehr leck geworden war. Als wir die Landspitze verließen, wendeten wir uns südlich nach Makassar zu, welches damals ohngefähr fünf Grad nach Süden lag.

Am dritten Tage unserer Fahrt überfiel uns ein heftiger Südwind, der uns beinahe den Untergang bereitet hätte. Dies nöthigte uns den Versuch zu machen ans Land zu kommen, welches darum nicht so leicht zu bewerkstelligen war, weil wir eine unbewohnte Gegend zu treffen wünschten. Aber das Glück begünstigte uns nicht in dieser Rücksicht, denn gerade als wir an das Land gehen wollten, entdeckten wir in einer geringen Entfer=

nung von uns eine kleine Proa, die aus allen Kräften auf uns zu ruderte. Als ich sie bemerkte, lavirten wir so=gleich und fuhren fort; allein die Proa spannte ihre Se=gel aus, und kam so bald dicht neben uns unter den Wind. Ich kannte alle am Bord derselben befind=liche Malaien sehr gut. Sie fragten mich, wohin ich gehen wollte? und als ich ihnen antwortete: nach Ma=kassar! sagten sie augenblicklich, daß ich mit ihnen zu=rückkehren müsse. Sie hatten indessen ihr Segel eingezo=gen, und sich dicht an unser Fahrzeug vor den Wind gelegt, und befahlen uns an Bord zu kommen.

Da ich aber sah, daß die Proa nur schwach bemannt war, indem sie nur fünf Menschen am Bord hatte, und ihrer folglich nicht mehrere waren als wir, war ich ent=schlossen, mich nicht von ihnen nehmen zu lassen, und wir strengten daher alle unsere Kräfte an, und segelten gerade windwärts. Sie versuchten zwar anfänglich uns zu verfolgen, änderten aber nach wenig Minuten ihren Vorsatz, weil sie, da ihre Proa schwer war, und nur fünf Mann am Bord hatte, nicht so schnell gegen den Wind rudern konnten als wir es mit dem Kanote vermochten. Sie fuhren also wieder nach dem Ufer zurück.

Da der Wind noch immer heftig blieb und die See hohl gieng, so war unser Kanot wieder in großer Gefahr. Ich beschloß daher in einer gewissen Entfernung von der Proa wieder ans Land zu gehen. Wir thaten dies an einer Stelle, wo wir nach angestellter Untersuchung

keine Menschen sahen, und zwar bei einem Orte, der Tannamare heißt, und ohngefähr zehn bis zwölf Seemeilen südlich von Travalla liegt. Nachdem wir ans Land gegangen waren und unser Kanot befestiget hatten, zündeten wir Feuer an, um uns etwas Reiß zu kochen. Bei dieser Gelegenheit zerbrach einer meiner Leute sein Kanotruder, und gieng deshalb an dem Gestade hin, um eine Stange zu suchen, und es wieder auszubessern; allein als er ziemlich weit von uns entfernt war, wurde er von zwei Malaien ergriffen, die ihn zu unserm Kanot brachten. Zu meinem großen Erstaunen erkannte ich sie beide, und der eine von ihnen war der Kapitän der Proa, die mich von Parlow nach Travalla gebracht hatte. Dieser fragte mich sogleich: wohin ich zu gehen gedächte, und was ich hier thun wolle? Ich sagte ihm, daß ich nach Makassar gehen wolle, und nahm zugleich mein großes Messer und einen Spieß. Als er das sah, fragte er mich: ob das Messer gut sey? und da ich ihm antwortete, daß es dies allerdings sey, verlangte er, daß ich es ihm zur Untersuchung geben sollte, das ich ihm aber abschlug. Er bestand nun darauf, daß wir mit ihm zurückgehen sollten, ich sagte ihm aber: daß ich entschlossen sey, dies nicht zu thun, und damit sprangen wir in unser Kanot und ruderten davon.

Er rufte uns zwar zu, daß wenn wir noch eine kleine Strecke uns an das Ufer halten wollten, er uns mit etwas Fischen versehen wolle, allein ich fand keine Neigung in mir ihm Gehör zu geben, weil ich fürchtete noch mehr Malaien zu finden.

Wir mußten nun an der Stelle vorüber fahren, wo die Proa lag, die uns an dem heutigen Morgen gejagt hatte, allein die einbrechende Nacht begünstigte uns, daß wir glücklich vorüber kamen, und da jetzt auch ein heftiges Gewitter kam, das mit einem starken Regen begleitet war, so wurden wir dadurch auch aus unserm Wassermangel gerissen. Wir ruderten nun die ganze Nacht hindurch an dem Ufer hin, und mit anbrechendem Tage waren wir eine große Strecke südlich gefahren. So schifften wir zwei bis drei Tage lang, ohne daß uns etwas besonders Merkwürdiges begegnet wäre, und dieser Theil der Insel schien unfruchtbar und unbewohnt zu seyn.

Am achten Tage nach unserem Abgange vom Tomboo näherten wir uns einem Theile der Insel Celebes der stark-bewohnt war, und auch das Land schien sehr kultivirt zu seyn. Wir fuhren bei vielen Städten vorüber, in deren Häven wir viele Proas bemerkten. Endlich landeten wir an einem einsamen Platze, um den Versuch zu machen, uns ein wenig Wasser zu unserem rohen Reiße zu verschaffen. Wir fanden auch dergleichen, hatten aber kaum einige Mal getrunken, als wir drei Kanote auf uns zukommen sahen. Wir fuhren daher sogleich davon, ohne so viel Zeit zu haben, auch nur etwas Wasser mitnehmen zu können, und ruderten den ganzen Tag fort. Bei Sonnenuntergang sahen wir nicht weit von uns zwei Kanote, deren Mannschaft sich mit Fischen beschäftigte. Wir fuhren daher dicht zu ihnen hin, in der Absicht uns bei ihnen zu erkundigen, wie

weit wir noch nach Makassar hätten, allein so bald sie weiße Menschen in uns erkannten, eilten sie so sehr sie konnten, um das Ufer zu erreichen. Ich rufte ihnen zu uns zu erwarten, und sie verlangten dagegen, daß wir an das Ufer kommen sollten. Da ich hierzu aber keine Lust hatte, und überdies in einiger Entfernung zwei Proas vor Anker liegen sah, ruderten wir auf die letzteren zu. In der einen bemerkte ich einen alten Mann, den ich fragte: wo der Kapitän sey? Er antwortete mir: daß er sich unter dem Verdecke befinde und schlafe, und gieng sogleich ihn aufzuwecken. Er kam auch unverzüglich auf das Verdeck, mit einem Spieße in der Hand bewaffnet. Ohne noch ein Wort mit mir gesprochen zu haben, rufte er vier seiner Leute, die in dem Raume waren, auf das Verdeck zu sich, die auch sogleich mit Spießen bewaffnet hinauf eilten, und jetzt erst fragte er mich: woher ich käme und wohin ich gehen wollte? Ich sagte ihm, daß ich nach Makassar wollte, und bat ihn, mir zu sagen, wie weit es noch von hier bis dahin wäre? Seine Antwort war, daß ich gewiß einen Monat und einen Tag brauchen würde, um dahin zu kommen. Als ich ihm darauf geradezu sagte, daß dies nicht wahr sey, lud er mich ein an Bord seiner Proa zu kommen, oder auch an das Ufer zu gehen, welches ich ihm aber beides abschlug, ihm eine gute Nacht wünschte, und so schnell als möglich davon fuhr. Er ließ sich augenblicklich ein Kanot mit vier Mann besetzt, vom Ufer kommen, das uns verfolgen mußte; es that dies auch wirklich bis in die Nacht hinein, da wir es

endlich zwischen zehn und eilf Uhr aus dem Gesichte verloren, und nun wieder nach dem Lande zu führen.

Als es Tag wurde entdeckten wir mehrere Fischerkanote, von denen zwei auf uns zu kamen, welches wir auch, da in jedem nur ein Mann befindlich war, geschehen ließen. Der eine von diesen Männern, ein alter und sehr verständiger Mann, kam zu uns an Bord, und ich that nun meine gewöhnliche, Makassar betreffende Frage an ihn. Anfänglich sagte er mir, daß ich dreißig Tage brauchen würde, um dahin zu kommen, und bat mich darauf an das Ufer zu gehen und dem Rajah einen Besuch zu machen, welches ich ihm aber abschlug, und ihn dagegen fragte, wie viel Tage eine Proa brauche um nach Makassar zu kommen? Diese Frage schien er mir erst nicht beantworten zu wollen, sagte aber endlich doch, daß man mit einer Proa in zwei Tagen dahin kommen könne. Dies war in der That eine sehr erfreuliche Nachricht für uns, die unsern Muth mitten unter unsern Unfällen und Beschwerden wieder aufrichtete.

Wir verließen nun dies Kanot und fuhren längs der Küste hin, wobei wir zwar guten Wind, aber kein Segel hatten. Gegen Abend, gerade da die Sonne untergieng, sahen wir eine Proa, die voller Menschen war, vom Lande stoßen und auf uns zu fahren. Sie ruderten sehr frisch, und kamen so bald ganz nahe an uns. Als sie uns erreicht hatten, hielten sie auch sogleich unser Kanot an, und vier bis fünf Männer sprangen mit so

großer Heftigkeit hinein, daß es beinahe umgeschlagen wäre. Dadurch wurden alle meine Hoffnungen aufs neue vernichtet — ich sah mich noch einmal in der Gefangenschaft der Malaien! — Diese sagten uns, daß wir augenblicklich vor dem Rajah erscheinen müßten, denn eben auf seinen Befehl wären sie gekommen, uns gefangen zu nehmen.

Da wir uns so sehr übermannet sahen, blieb uns nichts übrig, als uns zu unterwerfen, und wir gehorchten also, wie wohl nur mit Widerwillen ihrem Befehle. Sie führten uns an das Ufer und von da weiter nach der Stadt Pamboon, nachdem sie uns vorher alles, was wir besaßen, und welches wahrhaftig wenig genug war, genommen hatten. So brachten sie uns in die Wohnung des Rajah, wo sich indessen alle angesehene Männer der Stadt versammelt hatten. Er that die gewöhnlichen Fragen an mich: woher ich käme und wohin ich gehen wollte? die ich auch eben so, wie immer beantwortete und noch hinzusetzte: daß ich unverzüglich weiter gehen, und nicht aufgehalten werden müsse. — Wir waren nun mit Gefahren und Gefangenschaften so vertraut geworden, und Makassar schon viel näher gekommen, als wir bei jenen Gefahren, denen wir mit genauer Noth entgangen waren, hoffen konnten, daß wir immer verzweifelter und kühner wurden und unsere Ueberzeugung: daß wir doch endlich in den gewünschten Haven einlaufen würden, sich immer mehr befestigte.

Der Rajah von Pamboon erwiederte meine oben gegebene Antwort mit der neuen Frage: ob ich gut mit

einer Muskete umzugehen wisse? Da mir die Bejahung dieser Frage zu Dungally und Parlow so nachtheilig geworden war, beantwortete ich dieselbe jetzt mit Nein! Aber demohngeachtet zeigte er mir hundert Schießgewehre und verlangte von mir, daß ich bei ihm bleiben und die Besorgung derselben übernehmen solle, welches ich ihm aber abschlug. Er sagte mir darauf: er wisse wohl, daß alle weiße Leute mit Gewehren umzugehen verständen, und nun suchte ich mir damit zu helfen, indem ich ihm sagte: daß Schiffer nichts davon verständen, sondern bloß die Soldaten, daß ich aber kein Soldat sey. — Er versuchte daher mich auf eine andere Art zum Dableiben zu reizen, indem er mir den Vorschlag that, mir eine Frau auszusuchen, oder daß er eine für mich wählen wolle. Dies war ein junges Mädchen, das auch sogleich zu mir kam, und sich neben mich setzte und den Rajah versicherte, es würde ihr Freude machen, ein weißes Kind zu sehen. Darauf wendete sich die Dirne an mich, und that mir den Antrag mit ihr zu Bette zu gehen. Als ich ihr dies abschlug, rufte sie ihre Schwester und wohl noch zwanzig andere Mädchen herbei, ließ sie niedersezzen und verlangte von mir, eine davon mir auszusuchen. Aber auch dies schlug ich ihr ab, wünschte ihr eine gute Nacht und verließ das Haus. Sie brachte mir darauf etwas zu essen, und nachdem ich die Mahlzeit verzehrt hatte, legte ich mich mit meinen Leuten auf die Erde nieder, und so verschliefen wir den noch übrigen Theil der Nacht, indem wir von mehr als zwanzig Menschen bewacht wurden.

Zwölftes Kapitel.

Wir verlassen Pamboon und kommen endlich zu Makassar an.

Den andern Morgen gieng ich wieder zu dem Rajah und bat ihn, uns nach Makassar zu senden, welches ich leicht thun konnte, da ich die Malaische Sprache sehr gut sprechen konnte. Ich setzte hinzu: daß mich der dortige Gouverneur habe rufen lassen, und ich also sobald als möglich dahin abreisen müsse, und um seine Einwilligung desto eher zu erhalten, versicherte ich ihn, daß, wenn er mich nicht würde gehen lassen, der Gouverneur auch alle seine Proa's zu Makassar zurückbehalten würde. — Nachdem er eine kurze Zeit über das, was ich ihm gesagt hatte, nachgedacht hatte, rufte er den Kapitain eines nach Makassar gehenden Proa zu sich, übergab ihm mich und meine Leute und sagte ihm zugleich, daß, wenn er etwas für uns bekommen könnte, er es annehmen möchte, daß er aber, im Fall man ihm nichts geben wolle, uns solle gehen lassen.

Da die Proa noch nicht segelfertig war, mußten wir uns einige Tage hier aufhalten, und wir fiengen erst in dieser Zeit der Ruhe an, unsere Leiden recht zu fühlen. Die vielen ausgestandenen Mühseligkeiten und Beschwerlichkeiten, drückten uns beinahe zu Boden. Da ich kein Hemde hatte, war die eine meiner Schultern so von der Sonne verbrannt worden, daß ein bösartiges Geschwür

dadurch auf derselben entstanden war, und jetzt zog ich mir noch eine Erkältung zu, von der ein heftiges Fieber die Folge war. Indessen war die Proa segelfertig geworden, da ich nicht vermögend war zu stehen. Ich wurde aber doch an das Ufer geführt, daselbst in ein Kanot gelegt und durch dieses an den Bord der Proa gebracht. Hier nun wurde ich auf das Verdeck gelegt, ohne daß man mir nur eine Matte, oder Kleider oder irgend eine andere Bedeckung gegeben hätte, und dabei waren die Nächte kalt und mit häufigen Regenschauern vergesellschaftet, und die Tage waren sehr heiß. Ich wurde daher so sehr krank, daß ich gewiß, wenn mich nicht die Hoffnung erhalten hätte, Makassar bald zu erreichen, gestorben wäre; diese Hoffnung belebte unsern Muth, auch noch dieses Leiden zu überstehen.

Nachdem alles eingeschifft war, verließen wir Pamboon, welches ohngefähr neunzig bis hundert Meilen von Makassar entfernt ist, und einem Stamme gehört, der sich Tramany nennt. Nach Verlauf von drei Tagen kamen wir an eine kleine Insel, welche San-Bottam heißt, und ohngefähr noch neun Seemeilen von Makassar entfernt ist, und bei welcher ich zwei Tage lang am Bord der Proa bleiben mußte, da man uns, ich weiß nicht warum, nicht erlauben wollte, an das Ufer zu gehen. Ich befahl daher Georg William an das Ufer zu gehen, und wenn man ihm dies nicht erlauben wolle, entweder dahin zu schwimmen oder sich eines Kanots zu bemächtigen, um es dem Rajah zu

sagen, daß ich mich am Bord der Proa befinde, sehr krank sey und deshalb an das Ufer gebracht werden müsse. Der Anschlag glückte, und William kam bald wieder mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß uns der Rajah sogleich wolle abholen lassen. Nach Verlauf einer halben Stunde geschah dies auch wirklich, indem sein Sohn selbst kam, und dem Kapitain der Proa den schriftlichen Befehl brachte, uns ihm sogleich auszuliefern und uns an das Ufer gehen zu lassen. Dies geschah auch; wir wurden augenblicklich frei gelassen, und vor den Rajah geführt. Ich erzählte ihm meine Geschichte und schloß sie mit der Versicherung: daß ich sogleich nach Makassar abgehen müsse. Da der Rajah unsern elenden Zustand bemerkte, befahl er uns etwas Reiß zu geben, und zugleich ertheilte er auch Ordre, eine Proa fertig zu halten, daß ich noch diesen Nachmittag mit meinen Leuten abgehen könnte.

Wir segelten auch wirklich, da es eben Nacht werden wollte, ab, konnten aber Makassar doch nicht eher als am folgenden Tage erreichen. Wir landeten daselbst am fünfzehnten Junius des Jahres 1795, nachdem wir ohngefähr neunzehn Tage von Tomboo aus, auf der Reise und zwei Jahre und fünf Monate in der Gefangenschaft gewesen waren. In dieser ganzen Zeit, hatte ich mich bloß um einen einzigen Tag verrechnet.

Dreizehntes Kapitel.

Wir werden zu Makassar sehr gut aufgenommen und besonders zeigt sich der Guverneur großmüthig gegen uns. — Wir gehen nach Batavia ab. — Ankunft und Aufnahme daselbst.

Es ist unmöglich die Gefühle zu beschreiben, die mein Herz in dem glücklichen Augenblicke bestürmten, da ich mich und meine vier Unglücksgefährten nun endlich wieder in Freiheit sah. Wir dankten der Vorsehung für diese Wohlthat, und ich konnte nicht umhin, meine Lage mit dem Schicksale Josephs zu vergleichen, dessen Geschichte schon in meiner frühesten Jugend den tiefsten Eindruck auf mein Gemüth gemacht hatte.

Als wir zu Makassar ans Land gesetzt wurden, gab man uns zwanzig Mann zur Bewachung — eine Vorsichtsmaaßregel, die wahrhaftig sehr unnöthig war, da nicht abzusehen war, was uns hätte bewegen sollen, davon zu laufen. — Der Gouverneur war höchst verwundert über unsern Zustand und über unsere Erscheinung, und auch wir selbst waren es nicht weniger, da wir nun wieder Wesen unsers Gleichen sahen, nachdem wir so lange und auf eine so traurige Art unter jenen halbwilden Stämmen gelebt hatten.

Der Gouverneur von Makassar hieß William Pitts Jacobson, war ein geborner Amsterdammer

und aus einer angesehenen Familie. Seine erste Frage, die er an mich that, war nach meinem Vaterlande, und ob ich Holländisch oder Französisch sprechen könne? Da ich aber keine dieser beiden Sprachen verstand, der Gouverneur hingegen sehr gut Malaiisch sprach, so theilte ich ihm meine Geschichte in dieser Sprache mit.

Meine Lage und besonders auch der Anblick meiner tiefen Wunde auf meiner Schulter, die bis auf den Knochen gieng, rührten diesen theilnehmenden Mann bis zu Thränen. Er verließ uns auf einige Minuten, indem er in seine Wohnung gieng und von dortaus mir und auch jedem meiner Leute durch einen Bedienten ein Glas Branntewein schickte. Indessen kam er auch selbst bald wieder zurück und brachte mir ein Paar Beinkleider und eine Jacke von seinem Sohne und auch drei Rupien in Münze. Darauf ließ er seinen Dollmetscher holen und gab ihm den Auftrag, mich zu sich in seine Wohnung zu nehmen, und mich mit allem was ich bedürfen würde zu versehen, indem er hinzusetzte, daß er die Auslagen erstatten wolle. Meine vier Gefährten bekamen ihr Quartier bei den Matrosen der Kompagnie, und übrigens ebenfalls alles, was sie bedurften.

Als ich bei meinem Wirthe eine gute Abendmahlzeit zu mir genommen hatte, wurde ich zu Herrn Sisos, einem reichen Kaufmanne, eingeladen, der sich sehr gütig gegen mich bezeigte und mich mit einer schwarz seidenen Jacke, ein Paar Beinkleidern, einem Hut, einem Hembde und Tüchern beschenkte. Freudig kehrte ich damit nach

meiner Wohnung zurück, wo ich mich, nachdem ich mich gehörig gereinigt hatte, in saubere Kleider kleidete, welches wieder die ersten waren, die ich seit zwei Jahren und fünf Monaten getragen hatte. Ich bekam hier auch ein gutes Bette, welches sehr viel zu meiner Erholung beitrug, so daß ich jetzt selbst wieder anfieng, mich für einen Christen zu halten und in einem christlichen Lande zu seyn glaubte.

Den andern Morgen wurde ich mit meinen Leuten auf das Rathaus beschieden, wo wir jeder eine besondere Untersuchung und Befragung aushalten mußten, worauf ich wieder zu dem Dolmetscher zurück gebracht wurde. Den Tag darauf ließ mich der Gouverneur wieder zu sich kommen und fragte mich: ob ich auch genug zu essen bekäme, und ließ mir von seinem Schneider das Maaß zu zwei Jacken, zwei Paar Beinkleidern und einem Rocke nehmen, welches alles von Nankin gemacht wurde. Auch gab er mir noch sieben Paar Strümpfe, sieben Paar Schuhe und fünf Paar Beinkleider.

Als ich ihn verließ, befahl er mir, nach zwei Tagen wieder zu ihm zu kommen, welches ich auch that, da ich denn von ihm die Nachricht bekam, daß er dafür gesorgt habe, daß ich bald würde abreisen können. Zugleich gab er mir noch mehr Kleidungsstücke und auch zwei Rupien in Münze. Als ich fast betäubt von der Güte des Gouverneurs wieder in meine Wohnung zurückkam, erwartete mich schon wieder eine neue Freude. Ich fand nämlich hier wieder einen Schneider, den der Kapitän der

Kompagnie geschickt hatte, um mir ebenfalls einen neuen Anzug zu verfertigen.

Dieser brachte mir auch schon nach zwei Tagen von äußerst feinem Tuche einen Rock, zwei Westen, zwei Paar Beinkleider und noch außerdem zwei feine Hemden und zwei Halstücher, als ein Geschenk von dem Kapitän der Kompagnie, Herrn Alstromer, und kurz darauf erhielt ich auch die mir von dem Gouverneur geschenkten Kleider von dem Schneider. Ich besaß also nun eine gute Garderobe, die mehr Kleider enthielt, als ich während meiner Gefangenschaft auch nur gesehen hatte. Auch meine Leute wurden nicht nur von dem Gouverneur und dem Kapitän der Kompagnie unterhalten, sondern auch mit den nöthigen Kleidungsstücken versorgt.

Auch erhielt ich Besuche von allen angesehenen Personen des Ortes, die mich häufig beschenkten, und da meine Gesundheit fast ganz wieder hergestellt war, und ich mich in jeder Rücksicht wieder erholt hatte, war es mir sehr angenehm, daß mich der Gouverneur eines Tages rufen ließ, um mir zu sagen, daß ich mich reisefertig halten sollte, indem wir in zwei Tagen abgehen müßten, und das Versprechen hinzufügte, daß er für die zu meiner Reise nöthigen Bedürfnisse sorgen werde.

Ich wurde auch wirklich bald darauf mit meinen Leuten in das Fort gerufen um dort unsern Proviant abzuholen, der in eingepöckeltem Rindfleische, in Reiß, Arrak, Fischen, Essig u. dergl. m. bestand.

Den Tag vor unserer Abreise wartete ich dem Gouverneur in den neuen Kleidern auf, die er mir hatte machen lassen, um ihm für die uns erwiesene Güte zu danken, und ihn um die Rechnung über seine Auslagen, die er für mich gehabt hatte, zu bitten. Aber er wollte nichts von einer Rechnung hören, sondern sagte mir, daß er mir alles aus gutem Willen gegeben hätte, nicht aber um dafür bezahlt zu werden, und schloß mit der Frage: ob ich noch irgend etwas bedürfe? die ich mit Nein! beantworten mußte, da wir mit allen Bedürfnissen im Ueberflusse von ihm waren versehen worden.

Ich dankte ihm daher noch einmal herzlich für Alles, und nahm nun Abschied von diesem wohlthätigen Manne. Er beschenkte mich noch mit acht Rupien in baarem Gelde und vergoß Thränen, als ich ihn, tief gerührt von seiner Güte, verließ.

Kaum hatte ich mich einige Schritte von ihm entfernt, so rufte er mich noch einmal zurück und wiederholte die Frage: ob ich noch irgend etwas brauche? Da ich ihm antwortete: daß ich mit allem in Ueberfluß versehen sey, sagte er: Nun! das ist gut, wobei er mit beiden Händen auf den Bauch schlug, daß er schütterte. Er war ein großer und starker Mann und ich werde unsern Abschied nie vergessen. Ich mußte ihm auch noch versprechen, daß, wann ich je wieder nach Makassar kommen sollte, ich ihn besuchen wolle, da mir gewiß sein Haus immer offen stehen werde. Er gab mir auch ein Schreiben an den General von Batavia mit, in welchem

er ihn mit der Verfassung bekannt machte, in welcher wir nach Makassar gekommen waren, und mir trug er zuletzt noch auf, ihm zu melden, wie man uns dort behandeln werde.

Ich gieng nun zu meinem Freunde John Sennet, dem Dollmetscher, zurück, der sich mir als einen wahren Freund bewiesen hatte. Hier zog ich nun die Kleider an, die ich von dem Kapitän Alstromer bekommen hatte, um auch ihm für die Güte zu danken, die er mir und meinen Leuten bewiesen hatte. Ich fand ihn mit seiner Gattin und zwei Kindern beim Mittagsessen, aber er stand vom Tische auf, als ich mich seinem Hause näherte, da er wußte, daß die Proa, mit der wir hinwegreisen sollten, im Begriff war abzusegeln. Ich eilte zu ihm und dankte ihm, so gut ich es vermochte. Auch er war sehr gerührt und redete mir zu, noch länger bei ihnen zu bleiben; indessen war auch seine Gemahlin herbei gekommen, die, wie er, mit thränenden Augen von mir Abschied nahm. Er ließ mich einige Augenblicke mit ihr allein und gieng in ein anderes Zimmer, aus dem er aber bald wieder zurückkam, und mir acht Rupien brachte, die er mir noch als ein Geschenk gab. Er ergriff noch einmal meine Hand, wünschte mir daß ich glücklich in Batavia ankommen möchte, und nahm mir das Versprechen ab, ihm von dort aus zu schreiben, welches ich auch mit der zurückgehenden Proa gethan habe.

Ich verließ nun Makassar mit dankerfülltem Herzen und hatte in diesem Augenblicke alle unter den Ma-

laien ausgestandene Leiden vergessen. Wir schifften uns den ersten Julius des J. 1795 ein, nachdem wir noch von mehreren Einwohnern, die uns hatten kennen lernen, und Mitleiden mit unsrer Lage hatten, Geschenke erhalten hatten, und ich werde an Makassar nie anders als mit Dankbarkeit denken und auch nur so davon sprechen.

Der Kapitän der Proa war, ob er gleich ein Malaie war, doch ein angenehmer Mann. Unsre Ueberfahrt dauerte zehn Tage und wir kamen am zehnten Julius des Jahres 1795 zu Batavia an. Ich gieng sogleich ans Land und übergab die für den Gouverneur mitgebrachten Briefe dem Schabander, *) der sie sogleich an denselben beförderte, mich selbst aber in ein Hotel brachte und mir sagte, daß er mich den andern Morgen dem Gouverneur vorstellen wolle, welches auch wirklich gegen zehn Uhr geschah.

Nachdem dieser meine Briefe gelesen hatte, that er verschiedene Fragen an mich und unter andern auch die: wohin ich mich nun wenden wollte? Ich beantwortete sie ihm alle und sagte ihm, daß ich nach Bengalen zu gehen gesonnen sey. Er wollte darauf die Rechnung von den Ausgaben sehen, die ich zu Makassar gehabt hätte, und da ich ihm sagte, daß ich keine habe, sondern daß mir der Kapitän der Kompagnie mit allem, was ich erhalten, ein Geschenk gemacht habe, befahl er dem Schabander, mich wieder in das Hotel zurückzubringen.

*) Handelsinspektor und Steuereinnehmer. D. H.

Vierzehntes Kapitel.

Meine vier Gefährten werden von dem Kapitän eines Amerikanischen Schiffes in seinen Dienst genommen. — Kapitän Sands macht mich zu seinem Obersteuermann und wir segeln nach Calcutta. — Hier erhalte ich das Kommando über ein Kabotage-Schiff. — Unerwartete Zusammenkunft mit dem Kapitän Hubbard. — Ich gehe mit ihm nach der Insel Mauritius, und werde hier sein Nachfolger in dem Kommando des Schiffes.

Nachdem mich die gütige Vorsehung in so manchen Gefahren beschützt und erhalten hatte, begann nun das Glück mich wieder anzulächeln, und es sind mir seitdem sehr viele glückliche Fälle begegnet, die mir eben so unerwartet waren, als unsre Befreiung. Meine Geschichte ist zwar kurz, aber sie kann doch nützlich für andere seyn.

Meine vier Matrosen waren kaum ans Land gesetzt, als ich ihnen auch Dienste am Bord der Betsy, eines Amerikanischen Schiffes, verschaffte, das nach Boston, meiner Vaterstadt, segeln wollte. Es wurde von dem Kapitän Miller kommandirt, der um Matrosen sehr verlegen war, und mir versprach, sich gütig gegen meine Leute zu beweisen. Sie wünschten sehr bei mir zu bleiben, — allein ich machte ihnen begreiflich, daß ich kein Schiff habe, und daß es nun, da ich sie wieder in ein christliches Land gebracht habe, ihre Pflicht sey, selbst für sich zu sorgen.

Während meines Aufenthaltes zu Batavia sah ich einige von den Malaien wieder, die ich in ihrem Lande hatte kennen lernen. Auch sie erinnerten sich unser und verwunderten sich nicht wenig uns hier zu finden.

Nachdem ich meine Pflicht gegen meine Leute und Unglücksgefährten beobachtet hatte, fieng ich nun auch an, auf mich selbst zu denken. Während meiner Abwesenheit zu Batavia entdeckte ich einen alten Bekannten von mir, einen Kapitain Sands, der ein Kabotage-Schif kommandirte und nach Bengalen zu gehen im Begriffe war. Dieser machte mich zu seinem Obersteuermann und gab mir viele Geschenke. Ich schiffte mich auch wirklich an dem zwanzigsten Julius des Jahres 1795 mit ihm in dem Amerikanischen Schiffe, der Amerikaner, ein, und wir kamen den zwanzigsten September des nämlichen Jahres, glücklich zu Calcutta an.

Hier nun wurde durch den Kapitain Sands meine Geschichte bald bekannt, und ich fand auch alte Freunde daselbst wieder. Da unser Schiff seine Ladung bald ans Land gebracht hatte, war ich nun frei, und nahm daher den Befehl über ein Kabotage-Schiff an, das eben auf dem Werft lag, um ausgebessert zu werden.

Ich wurde daher täglich durch die Aufsicht über die Arbeiter an demselben beschäftigt, die mich nöthigte immer auf dem Werfte zu seyn. Als ich eines Tages auch dort war, lief ein Amerikanisches Schiff ein, das zu meinem großen Erstaunen und meiner eben so großen

Freude, von meinem alten Freunde, dem Kapitain Hubbard kommandirt wurde, welches eben der nämliche war, mit dem ich vor ohngefähr drei Jahren in der Unternehmung gesegelt war, als wir in der Straße von Makassar von einander getrennt wurden. Dieses Zusammentreffen war uns beiden, besonders aber mir unerwartet, denn er hatte sein Schiff mit einem andern vertauscht, das den Namen Amerika führte, und mit dem ich vormals selbst als Offizier verschiedene Theile Indiens besucht hatte. Er war außer sich vor Freude mich wieder zu sehen, weil er mich für verloren gehalten hatte, da er drei Tage vergeblich auf die Rückkehr des Bootes gewartet hatte. Er hatte zwar unser Feuer gesehen, es aber für ein Malaiisches gehalten.

Kapitain Hubbard drang nun in mich, mit ihm nach der Mauritiusinsel (Ile de France) zu gehen und versprach mir, daß ich bei unserer Ankunft daselbst, ihm in dem Kommando des Schiffes folgen sollte. Da nun meine Umstände eben nicht die besten waren, und es über dies nicht den Anschein hatte, als ob das Schiff, zu dessen Kapitain ich war ernannt worden, vor Verlauf von drei Monaten aus den Docken würde kommen können, so nahm ich sein Anerbieten an, und wir segelten wirklich am ersten Januar des Jahres 1796, in dem Schiffe Amerika ab, und kamen zwei und vierzig Tage darauf in dem Haven an, wohin unsere Ladung bestimmt war.

Schon auf unserer Reise überzeugte er mich davon, daß er mich während meiner Abwesenheit nicht vergessen habe. Er hatte nämlich, weil er glaubte, daß ich nicht

mehr unter den Lebendigen sey, alle meine Kleider, und was mir sonst noch gehörte, nach Boston an meine Gattin geschickt, wie er mir durch einen Schein, den ihm der Kapitain des Schiffes, durch welches er sie abgesendet hatte, ausgestellt hatte, bewies.

Diese meine Gattin mußte zwar freilich viel gelitten haben; ich war jedoch während unserer Trennung nicht ängstlich um sie besorgt, da ich wußte, daß sie gut aufgehoben war, und an nichts Mangel leiden würde, indem mir mein großer Freund und Beschützer, der Esqr. Thomas Rußel in Boston, die Versicherung gegeben hatte, daß er es ihr an nichts wolle fehlen lassen.

Auf der Mauritiusinsel traf ich auch wieder mit drei von meinen Leidensgefährten, nämlich John Cole, George Williams, und William Gideon zusammen, die mir sagten, daß der Vierte, nämlich Robert Gilbert, nach Amerika gegangen sey. Wir freuten uns nicht wenig, uns in einer bessern Lage wieder zu sehen, und ich beschenkte sie mit Kleidern und Schuhen.

Kapitain Hubbard empfahl mich dem Eigenthümer des Schiffes, der ein Amerikaner war, so nachdrücklich, daß ich als Kapitain von ihm auf demselben angestellt wurde.

Fünfzehntes Kapitel.

Schluß der Reisegeschichte des Verfassers.

Von der Mauritiusinsel segelte ich mit meinem Schiffe Amerika nach der Insel Bourbon, wo wir

unsere volle Ladung von Baumwolle und Kaffee, auf Rechnung der Eigenthümer desselben, welche Amerikaner waren, einnahmen und dann von hier am zehnten April des Jahres 1796 wieder abfuhren. Mein Schiff war nach einem neutralen Europäischen Haven bestimmt, ich sollte jedoch zunächst nach der Insel Wight gehen und dort nähere Verfügungen erhalten.

Als ich um das Kap der guten Hoffnung segelte, überfiel mich ein Sturm, der mein Schiff beschädigte und mich nöthigte in St. Helena einzulaufen, um es auszubessern und frische Lebensmittel einzunehmen. Ich kam daselbst am sechs und zwanzigsten Mai an, und erhielt von dem Gouverneur den Beistand, dessen ich bedurfte. Auch unterstützte mich der Kapitain Ellison, der das Brittische Schiff Standarte, von 64 Kanonen kommandirte, und hier auf eine Indische Kauffahrteiflotte wartete, um sie nach England zu konvoyiren.

Er schickte mir Kalfaterer und Schiffszimmerleute, und bot mir alles an, was ich brauchen konnte. Dadurch wurde ich in den Stand gesetzt, nach wenig Tagen schon wieder in See gehen zu können, und da indessen auch die Indienfahrer angekommen waren, segelte ich mit ihnen unter Konvoi der Standarte am ersten Junius des Jahres 1796 wieder ab. Unsere Flotte bestand aus dreizehn Ostindienfahrern, neun Kabotage-Schiffen, zwei Wallfischfängern aus der Südsee und einem Portugiesischen Schiffe.

Als wir zwei Tage in See waren, trennte ich mich von der Flotte, weil sie mir zu langsam segelte, mein Schiff aber, dessen Boden mit Kupfer bedeckt war, ein

sehr guter Segler war, und richtete meinen Lauf nach der Ascensionsinsel, da ich mir in St. Helena nicht Proviant genug hatte verschaffen können.

Ich blieb zwei Tage daselbst, um zu fischen und Schildkröten zu fangen. Ich fieng auch wirklich einige Fische und tödtete eine große Menge von Vögeln mit Knitteln, konnte aber keine Schildkröte bekommen. Wir verließen also diese unbewohnte Insel und eilten um so sehr wir konnten die Insel Wight zu erreichen, bei der ich auch am sieben und zwanzigsten Julius des Jahres 1796 in dem Haven von Cowes (dem Kuhhaven) einlief und die erste Nachricht von der baldigen Ankunft der Ostindischen Flotte, mit der ich von St. Helena abgesegelt war, überbrachte, die auch wirklich eine Woche später glücklich hier einlief.

Da ich hier ein nach Boston gehendes Schiff fand, schrieb ich an meine Gattin und an die Eigenthümer meines Schiffes, dann brach ich nach London auf, wohin ich von hier aus beordert wurde. Ich war an die Herren Vaughan und Sohn adressirt, die mich auch sehr gut aufnahmen, und Hrn. Vaughan interessirte die Geschichte meiner Gefangenschaft unter den Malaien so sehr, daß er mich beredete sie aufzuschreiben, um dadurch, wie er sagte, anderen ein ermunterndes Beispiel zu geben, wenn sie in ähnliche Lagen kommen sollten. Ich gab seinem Verlangen nach mit dem Wunsche: daß keiner meiner Leser jemals ein gleiches Schicksal mit mir erfahren möge.

Ich bin überzeugt, daß es nur wenig Menschen giebt, die in gleichem Grade als ich und meine Gefähr-

ten mit Hunger, Blöße und Feinden haben zu kämpfen gehabt. Aber ein festes Vertrauen auf eine gütige Vorsehung hat mich in allen Gefahren unterstützt und erhalten, und so habe ich die große Lehre gelernt, die kein Mensch vergessen sollte: Hoffe und daure aus!

Ich unterhielt bei mir immer die Ueberzeugung: daß es mir noch gelingen würde, jenes Land verlassen zu können, und sie wurde mit jeder gelungenen Flucht fester. Freilich hatte ich mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und zuweilen war auch die Regierung meiner eigenen Leute keine sehr leichte Sache, indessen habe ich doch, im Ganzen genommen, Ursache gehabt, mit ihrem Betragen zufrieden zu seyn. Ich suchte vor allen Dingen, ihren und meinen eigenen Muth aufrecht zu erhalten, und theilte ihnen daher nie meinen Kummer mit, sondern ich behielt meine Besorgnisse und meine bangen Ahnungen für mich selbst, und ich danke jetzt noch Gott, daß er mir die Kraft dazu gab und mich beschützte.

Was unser Benehmen gegen die Eingebornen betrifft, so suchte ich alles zu vermeiden, was sie hätte beleidigen oder Veranlassung zu Streitigkeiten geben können, und machte dies auch meinen Untergebenen zur Pflicht.

Entstanden auch Irrungen unter uns, so fand ich daß es immer die beste Partei war, mich deshalb an den Rajah oder die Priester zu wenden, und waren wir beleidigt worden, so war uns Nachsicht immer vortheilhafter, und ich hielt es für besser, die gute Freundschaft zu erhalten, als mit den Eingebornen unnöthige Streitigkeiten anzufangen.

So oft ich daher ihre Freundschaft mir durch Achtung, Zutrauen und Gefälligkeit erwerben zu können glaubte, that ich es auch, und ich bin überzeugt, daß wir eben dadurch so gut durchgekommen sind, wobei ich jedoch nicht vergessen darf zu erwähnen, daß unser guter Freund, der Priester Tuan Hadschi, der in großem Ansehen stand, auch sehr viel dazu beigetragen hat. Er that alles was er vermochte, uns die Last unseres Schicksals zu erleichtern, ob er uns gleich unsere Freiheit nicht verschaffen konnte.

Ich schrieb auch von London aus, durch ein nach Boston gehendes Schiff, an meine Gattin und die Eigenthümer des Fahrzeugs, erlebte aber den Kummer, bei meiner Ankunft in Europa, meinen großen Freund Rußel unter den Todten zu finden.

Eben so schickte ich ein Danksagungsschreiben an den Kapitän Ellines, so bald er in England angekommen war, und schrieb auch an den Gouverneur von Makassar Jacobson und den Kapitän der Kompagnie Alströmer, um ihnen für die vielen Beweise von Güte zu danken, die sie mir und meinen Leuten gegeben hatten, und ich freue mich, daß ich durch diese Schrift Gelegenheit erhalten habe, ihnen meine Dankbarkeit öffentlich darbringen zu können.

Zweite Abtheilung.

Kapt. D. Woodard's Nachrichten von der Insel Celebes und ihren Bewohnern.

Erstes Kapitel.

Beschreibung der Insel, ihrer Häven, Flüsse, Städte u. s. w. — Quarantala. — Priggia. — Kap Dundo. — Sawyah. — Dumpalis. — Tomboo —, Parlow. — Dungally — Travalla. — Tannamare. — Koßelaur. — Pamboon. — Makassar. — Tremany- und Malayo-Stämme.

Die Insel Celebes, die nur wenig besucht worden ist, hat eine ganz andere Beschaffenheit, als ihr die Nachrichten, die man von ihr hat, beilegen. Ich habe versucht, eine einfache Beschreibung von ihr zu entwerfen, und diese gründet sich zum Theil auf eigene Beobachtungen, indem ich theils zu Wasser und theils zu

Lande, die westliche Seite derselben, von dem Kap Dundo an, das ungefähr zwei Grad nördlich von der Linie liegt, bis nach Makassar, welches unter dem fünften Grade südlicher Breite liegt, bereist habe. Die östliche Küste habe ich zwar nicht besucht, aber doch von Malaien, die am besten mit ihr bekannt waren, Nachrichten von ihr eingezogen.

Die Skizze, die ich von der Insel und von einigen ihrer Meerbusen und Häven gegeben habe, habe ich bei meinen Herumwanderungen entworfen und aufgenommen, indem ich die Küste zuweilen zu Lande und zuweilen in Kanoten und, sowohl in Gesellschaft von Eingebornen, als auch allein bereist habe; auch habe ich dabei die Beobachtungen, die ich auf meiner Ueberfahrt von Tomboo nach Makassar und bei unserem Aufenthalte in der Straße, ehe ich das Schiff verließ, und welcher zwei und vierzig Tage dauerte, gemacht habe, zu Hülfe genommen.

Sie macht daher auch keine Ansprüche auf eine vollkommene Genauigkeit, zumal, da sie unter vielen ungünstigen Umständen und ohne Instrumente ist aufgenommen worden. So unvollkommen sie indessen auch seyn mag, kann sie doch denen einigermaaßen zum Wegweiser dienen, die so unglücklich seyn sollten, wie ich, an jene Küsten verschlagen zu werden.

An der Nordostseite der Insel, ist eine ungeheuere große Bai befindlich, an der zwei Holländische Nieder-

lassungen sind. Die eine derselben wird von den Malaien Quatantala genannt, ist eine Havenstadt und liegt an der Nordseite dieser Bai, an der auch eine Goldmine befindlich ist. Die andere heißt Priggia, liegt an dem Ende der Bai, und zwar an der Südseite derselben, ein wenig in das Land hinein. Von Parlow, das ihr an der anderen Seite der Insel gegenüber liegt, ist sie ungefähr drei Tagereisen, oder siebenzig Meilen entfernt.

An der Südseite der Insel, befindet sich eine andere große und tiefe Bai, die aber, wegen ihrer Untiefen und Felsen, nur von kleinen Proa's befahren werden kann. Dies westliche Ufer dieser Bai, wird von einem reichen und großen Stamme, den Tabogees, und von Holländischen Bukkaniers oder Buggiesen bewohnet.

Das zwischen diesen beiden Baien, nämlich zwischen der südlichen und östlichen liegende Land, bildet eine Halbinsel und wird von einem Stamme bewohnt, der Boreo genannt wird; allein ich bin nicht im Stande genauere Nachrichten von ihm zu geben.

Die westliche Küste dieser Insel aber kann ich beschreiben, da ich zwei Jahre und fünf Monate unter den Malaien gelebt habe. Sie wird von wilden Stämmen bewohnt, von denen einige sehr volkreich sind, und hat auch viele Städte. Im ganzen genommen ist es eine steile Küste uud enthält eine Menge sehr guter Häven und Busen.

Die Insel Celebes ist unter viele Völkerschaften oder Stämme vertheilt, und die Holländer üben nicht sowohl eine allgemeine und festgegründete Herrschaft über die Insel aus, als daß sie einige Häven, mit einem eingeschränkten Einflusse besitzen. Makassar, Gaua, Quarantala und Priggia sind die vier hauptsächlichsten, den Holländern gehörige Niederlassungen. Sie standen aber mit den Theilen, die ich besucht habe, in gar keiner oder doch nur geringen Verbindung. Indessen erfuhr ich doch, daß die Holländer fünf Jahre vor meiner Ankunft auf der Insel, den Versuch gemacht hätten, sich der Stadt Tolatola zu bemächtigen, welches ein beträchtlicher Ort, an dem Nordende der Insel ist, der an einem guten Haven liegt, welcher einen Ueberfluß an Fischen hat und von einer fruchtbaren Landschaft umgeben ist. In der Nähe dieser Stadt, nämlich in der Entfernung von einer Tagereise gegen die Gebirge hin, befindet sich eine Goldmine. — Diese Nachrichten habe ich von mehreren achtungswerthen Malaien erhalten, die selbst bei der Mine gewesen waren.

Westliche Küste.

Häven, Meerbusen und Städte.

Kap Dundo

ist eine Landspitze an der Nordwestseite der Insel, welche die, durch die Straße von Makassar gehenden Schiffe

als ein Vorgebirge des Abschiedes betrachten. Das Land ist hoch und das Ufer steil.

Sawyah

ist eine gute, tiefe und sandige Bai; sie ist den Westwinden ausgesetzt, liegt ein wenig südlich von dem Kap Dundo, und für die schwersten Schiffe bequem. An der Südseite der Bai, befindet sich eine kleine Insel, mit der mein guter Freund Tuan Hadschi mich beschenkte und sie mir zu Ehren Steuermannsinsel nannte. Zwischen dieser Insel und dem Hauptlande ist ein schmaler Kanal, der ungefähr zehn Faden Wasser hat. Es ist ein sicherer Haven und gegen alle Winde geschützt, und auf dem Lande giebt es einen Ueberfluß von süßem Wasser.

Bis nach Sawyah vom Meere an, das ungefähr fünf Meilen davon im Lande und zwar an der Nordseite der Bai liegt, ist das Land unbewohnt. Die Stadt Sawyah selbst liegt an einem kleinen Flüßchen und hat, außer daß sie Sago verfertigt, wenig Handel.

Dumpalis

ist eine schöne, große, offene und tiefe Bai, ein wenig südlich von Sawyah gelegen, in die sich zwei Flüsse, welche süßes Wasser haben, ergießen. Wenn man an der Nordseite in diese Bai fährt, muß man sehr auf seiner Huth seyn, indem ungefähr zwei Seemeilen von dem Lande, eine Untiefe befindlich ist.

An dieser Bai befinden sich zwei Städte; die eine

heißt Dumpalis und liegt an dem Ende der Bai, und die andere liegt an der Nordostseite derselben. Bei Dumpalis ist ein guter Ankerplatz, wo man von zehn bis zwölf Faden Wasser über einem sandigen Boden hat. Die Südküste dieser Bai ist steil, hat hohe schwarze Klippen und ist mit Holz bedeckt. Man findet hier einen Ueberfluß von Indischem Korne, Reiß, Kürbissen, Pisang, süßen Pataten und Yammswurzeln; auch ist die Fischerei daselbst beträchtlich; in dieser Kunst besitzen die Eingebornen eine große Geschicklichkeit und sie fangen auch Fische in großer Menge und von vielerlei Arten.

Die tiefer im Lande wohnenden Eingebornen, kommen hieher, um mit den hier wohnenden schwarzen Kaufleuten Handel zu treiben. Diese geben jenen Tabak, weiße Leinwand, Messer, Kriße, Eisen, Opium u. dergl. m. und bekommen dagegen von ihnen Goldstaub und ein gewisses medizinisches Ingredienz, welches Timpost heißt und aus dem Testikel eines Thieres und dem Blute eines Vogels besteht. Den ersteren trocknen sie in der Sonne und wenn er ein wenig trocken geworden ist, so legen sie ihn in eine Schüssel, tödten einen Vogel und lassen das Blut desselben darüber herlaufen und setzen nun das Ganze wieder in die Sonne zum trocknen. Wenn dieses Verfahren mehrere Male ist wiederholt worden, so wird das Präparat in ein hohles Bambusrohr gethan, um es gegen die Insekten zu verwahren, und dann an die Holländer zu einem theuren Preise verkauft.

In dieser Gegend führen die Eingebornen ihre

Kriege mit vergifteten gefiederten Pfeilen, die sie aus Blaseröhren schießen,*) die aus schwarzem Ebenholz verfertigt, und ohngefähr vier bis fünf Fuß lang sind. Sie sind in dem Gebrauche derselben sehr erfahren und tödten mit ihnen aus einer Entfernung von zwanzig Ellen. Das Gift wirkt schnell; der davon Getroffene stirbt bald, aber unter großen Schmerzen, und sein Körper schwillt stark auf. —

Während meines Aufenthaltes in Dumpalis hatten wir viele Gewitter, wodurch die Eingebornen sehr beunruhiget wurden; auch erlebte ich drei Erderschütterungen daselbst, deren Stöße sehr stark waren. Wenn ein Sturm nachläßt, so ist die ganze Stadt außer sich vor Freude.

Tomboo

ist eine feine offene Bai, deren südlichste Spitze ein langes Vorgebirge, oder eine ziemlich weit in das Meer hineinlaufende Landspitze macht und gerade unter der Linie liegt. Diese Landspitze aber ist nicht bewohnt. Die Bai selbst ist den Westwinden, die vier Monate im Jahre, nämlich von der Mitte des Novembers an, bis zur Mitte des März daselbst die herrschenden sind, ausgesetzt. Es liegen acht bis neun kleine Inseln in derselben, von denen ich die beiden größten besucht habe. Beide liegen eine Viertelmeile von einander und bilden so einen Kanal,

*) Dies ist auch auf der Insel Borneo bei den Eidahans gebräuchlich. D. H.

der zehn Faden Wasser hat. Die größte dieser Inseln hat ohngefähr fünf Meilen im Umfange und ein hohes steiles Ufer, bei dem sich ein Schiff anlegen und auch zum Kielen auf die Seite legen kann.

Diese Insel hat einen Ueberfluß an großen Bäumen verschiedener Art, als Mangobäumen, Mahagonybäumen, Sternapfelbäumen, *) Bambusrohr und Schilf. Der zwischen den Inseln befindliche Haven ist gegen alle Arten der Winde geschützt und hat einen großen Ueberfluß an Fischen. — Wir fiengen hier unter andern Keymers einen großen Schellfisch, der beinahe so dick als eine Englische Metze (peck) oder ein Bushel ist, sich gut essen läßt, und von den Malaien sehr geschätzt wird. Die Eingebornen fangen ihn entweder, indem sie untertauchen und ihn ergreifen, oder daß sie, wenn er seine Schale geöffnet hat, ein Stück Bambusrohr dazwischen stecken, daß er sie nicht wieder schließen kann, dann tauchen sie noch einmal unter, schneiden den Fisch mit einem Messer aus der Schale und bringen ihn über das Wasser. Wir fiengen einen der so groß war, daß dadurch unser Kanot in Gefahr gerieth.

Die Stadt Tomboo liegt an einem Flusse an der Nordseite der Bai und in einiger Entfernung von dem Meere. An der Mündung des Flusses stehen einige Häuser, die von den Proas, die Seeräuberei treiben, besucht werden, weil sie hier Proviant und Wasser finden. Die

*) Chrysophylum.

Häuser der Stadt selbst, deren ohngefähr hundert und fünfzig sind, die etwa von siebenhundert Menschen bewohnt werden, welche einige Feuergewehre zu ihrer Vertheidigung besitzen, stehen zerstreut auseinander. Ohngefähr zwei Tagereisen von der Stadt liegt tiefer im Lande eine Goldmine, die dem Rajah von Dungally gehört, und ich habe selbst Gold aus derselben gesehen, das sehr fein war. Ich erinnere mich auch, bei dem Rajah ein Stück hier gewonnenes Gold gesehen zu haben, das neun Penny wog. Es wurde in meiner Gegenwart mit Gewichten gewogen, die er von den Holländern gekauft hatte. Der hiesige Handel ist Tauschhandel, und betrifft die nämlichen Gegenstände, wie der in den anderen Malaiischen Häven.

Die Produkte der Stadt sind Reiß, Indisches Korn, Tabak, Kokosnüsse und Jacks *) in großem Ueberflusse. Dagegen tauschen sie weiße Leinwand, Pulver, Feuersteine, Musketen, Eisen, Messingdrat und rohe Baumwolle ein, welche letztere sie selbst verarbeiten. Die Einwohner von Tomboo sowohl, als die der meisten andern Städte, verkaufen ihre Lebensmittel, wenn sie einen großen Ueberfluß davon haben, wie sie sind, ohne davon etwas zurückzulegen; daher sie nicht selten genöthiget sind, dergleichen wieder von andern Orten zu kau-

*) Jack fruit ist eine Frucht, die mit Stacheln besetzt und einem Apfel ähnlich ist, knoblauchartig riecht, und einen süßen Geschmack hat. Man findet sie besonders auf der Küste Koromandel.

sen, und dadurch sind sie oft schon dem größten Mangel Preiß gegeben gewesen.

Die Einwohner sind ein kriegerisches Völkchen und stammen eigentlich von dem Tremanystamme ab. Sie stehen unter dem Schutze des Rajah von Dungally, der, wenn er in den Krieg zieht, Soldaten und Beistand von ihnen fordert.

Zwischen Tomboo und Dungally liegen verschiedene kleine Städte, die aber von keinem Belang sind, und nur von wenigen Tagelöhnern bewohnt werden.

Parlow.

Die Mündung der Parlowbai ist ohngefähr einen Grad südlich von der Linie, und mehr gegen die See geschützt als die anderen Meerbusen. An der Spitze des südlichen Kaps oder Eingangs in diese Bai, die gegen zwanzig Meilen lang ist, liegt der Hügel, und die Stadt Dungally; die Stadt Parlow aber liegt an einem Flusse ohngefähr eine halbe Meile von der Spitze der Bai. Der beste Ankerplatz sowohl für kleine als große Fahrzeuge, ist der Südosttheil der Bai; er ist gegen alle Winde gut geschützt; die Nordnordwestwinde ausgenommen, welche in den Monsunmonaten wehen. An dem westlichen Ufer ist das Wasser seicht und hat Korallenfelsen.

Die Reißfelder von Parlow liegen in einem langen flachen Thale oder einem Landstriche, der gegen fünf

Meilen breit und fünfzehn Meilen lang ist, und in seiner Mitte von einem Flusse durchströmt wird. Die Land- und Seewinde herrschen hier das ganze Jahr hindurch. Zur Fluthzeit steigt der Fluß neun Fuß und zur Zeit der Ebbe gegen sechs Fuß. Es ist ein seichter Fluß; über der Stadt aber und neben ihr, befindet sich ein Ueberfluß von Wasser, das bei niedrigem Stande drei Faden Tiefe hat.

Der Handel der Stadt ist ohngefähr der nämliche wie der der übrigen Städte. Von hier aus gehen die Proas des Handels wegen fast nach allen Gegenden hin durch die Straße. Einige gehen nach Makassar, andere nach Batavia und einige sogar nach Malakka, welches doch sehr weit ist; ja man hat Beispiele, daß sie sogar bis zur Prinz Wales-Insel in der Straße von Malakka gegangen sind, ob dies gleich nicht oft geschehen ist. Während meines dortigen Aufenthaltes kam eine große Proa von Malakka, welche weiße Leinwand, Opium, Schießpulver, Feuergewehre, Eisen, Stahl, Messingdrat und noch verschiedene andere Artikel einführte. — Man hat zu Parlow verschiedene Arten von Künstlern, die nach der Mode des Landes arbeiten. Es giebt Schmiede und Zimmerleute daselbst, auch findet man Gold- und Silberarbeiter, welche Ringe, Ohrenringe und anderen Putz verfertigen. Es leben auch viele reiche schwarze Kaufleute hier. Die Stadt ist auch noch überdies der Sitz des Rajah des Stammes der Uncuiller, und steht nicht unter der

Herrschaft von Dungally, vielmehr führen beide Städte häufig Kriege mit einander.

Dungally.

Diese Stadt liegt auf der südlichen Landspitze, welche die eine Seite der Parlowsbai bildet. Die Stadt wird gut durch ein auf einem Hügel liegendes Fort vertheidigt, in welchem sich ohngefähr fünfzehn Drehbassen, dreißig große Musketen und zweihundert kleine Gewehre befinden. Die Einwohner von Dungally sind Abkömmlinge von dem Tremanystamme und beherrschen einen großen Theil des dem Uncuillästamme gehörigen Landes und nördlichen Gebietes. Sie sind kriegerisch und unternehmend. Die Stadt ist die Residenz des Großrajah und treibt einen beträchtlichen Handel. Es ist hier ein guter Ankerplatz, dem die Stadt südwest liegt. Man findet hier einen Ueberfluß von Fischen, aber dagegen belästigen eine Menge von Alligators oder Krokodillen die Stadt und in der That die ganze Küste. Die Malaien nennen sie Karpooners.

Wenn ich zu Dungally war, habe ich oft einige von den nördlichen Sternen, die Hunde (Pointers *) über einem auf dem nördlichen Vorgebirge, das den südlichen

*) Canes venatici, von Hevel entdeckt; dicht hinter dem großen Bären unter dessen Schwanze. Sie werden vom Bootes an der Leine gehalten; der nördliche heißt Asterion, der südliche Chara. D. H.

Theil der Bai von Tomboo bildet, liegenden großen Berge beobachtet. Dieser Berg liegt nach meiner Schäzzung vierzig bis fünfzig Meilen von Dungally und gerade nach Norden.

Travalla.

Dies war die erste Stadt nach der wir gebracht wurden, als wir uns den Malaien übergeben hatten. Sie liegt an einem kleinen Waldstrome (creek) an der Spitze einer kleinen Bucht oder Bai und ungefähr unter 1 Grad 10 Minuten südlicher Breite, und steht unter der Herrschaft des Rajah von Parlow. Wenn man zu Lande geht, liegt sie etwa neun Meilen südlich von Dungally. Die Stadt ist klein und hat nur gegen zweihundert Einwohner und wenig Handel. Die Gegend liefert einen Ueberfluß von Kokosnüssen und erzeugt auch noch Indisches Korn, Kürbisse, süße Pataten, Yamswurzeln und Sago, aber keinen Reiß. Die Küste ist steil.

Tannamare

ist ein kleines Dorf, das zu Travalla gehört, und ohngefähr neun Seemeilen südlich davon liegt. Es ist ein Landort ohne Handel oder Gewerbe und steht unter der Herrschaft des Rajah von Parlow, wird aber von dem Thale von Parlow durch eine Reihe von Bergen getrennt.

Koßelaur

liegt ohngefähr hundert Meilen südlich von Travalla. Man hat mich versichert, daß es ein sehr feiner Ort sey

und einen Ueberfluß von Reiß, Indischem Korn, Callivances, oder kleinen, schwarz punktirten Bohnen u. s. w. hat.

Der Ort gehört dem Rajah von Parlow.

Pamboon.

Dies ist die Hauptstadt des Tremanystammes, der südlich von den Uncuillas der nächste ist. Meiner Schätzung nach, liegt die Stadt ungefähr hundert Meilen von Makassar. Sie ist nicht befestigt, hat aber eine offene Rheede und einen schlechten Haven. Die Tremaner sind ein sehr alter, zahlreicher und unabhängiger Stamm. Sie besitzen viele Proas und bauen Indisches Korn, aber keinen Reiß. Sie erzeugen auch Baumwolle und verfertigen eine große Menge Tuch, das sie gegen Reiß und Goldstaub vertauschen. Sie gehen mit ihren Proas nach Makassar, Batavia u. s. w. Dieser Stamm besitzt viele Musketen, die von den Holländern sind erkauft worden.

Das Gebiete der Malaier.

Das Gebiete des Stammes der Malaier liegt in dem südwestlichen Theile der Insel. Sie sind den Holländern unterwürfig und bezahlen ihnen einen Tribut. Das Land hat einen Ueberfluß an Schaafen, Hornvieh, Pferden und Ziegen, und erzeugt auch viel Reiß. Dieser Stamm beschäftigt eine große Menge Fischerproas, die zwischen den Inseln und Untiefen oder Sandbänken den Fischfang treiben und besonders Trepinen fangen,

eine Fischart, die auf dem Grunde der Untiefen liegt. Sie sind in der Rundung so dick als ein Männerarm, ja man findet einige von dem Umfange eines Männerschenkels, gehören zu den Knorpelfischen und haben eine schwarze Farbe. Die Eingebornen fangen sie mit kleinen Spießen. Wenn sie selbige ans Ufer gebracht haben, so schneiden sie sie auf und nehmen alle Eingeweide heraus, dann werfen sie den Fisch in einen Kessel und kochen ihn so lange, bis sich die äußere Haut ablöst. Sobald dies der Fall ist, werden sie aus dem Kessel genommen und auf einen Rost gelegt, unter welchen Feuer gemacht wird, und auf welchem sie so lange liegen bleiben, bis sie geräuchert, hart und trocken geworden sind. Wenn sie zum Verkaufe fertig sind, überläßt man sie den Sinesen.

Da das Gebiete dieses Stammes den Holländischen Niederlassungen so nahe ist, so steht er auch mit ihnen in einem größeren Verkehre, als irgend einer der anderen Stämme, ist aber auch daher ihrer Gewalt und ihrem Einflusse mehr unterworfen. — Ich habe, als wir uns zu San Bottan befanden, die Bemerkung gemacht, daß man uns darum mit mehr Achtung und Aufmerksamkeit, als wir unseren armseligen Umständen nach erwarten konnten, behandelte, weil wir so nahe an Makassar waren und ich die Malaiische Sprache konnte und ein weißer Mensch war. Der Oberrajah dieses Stammes lebt zu Makassar.

Makassar

ist ein schwer zugänglicher Haven, weil der Kanal desselben von vielen Felsenbänken und Inseln umgeben ist. Der

Haven selbst ist gut und der Ankergrund besteht in einem feinen Schlamme. Die Stadt ist angenehm, gesund und von einiger Größe und etwas befestiget. Sie hat ungefähr zweihundert und fünfzig weiße Einwohner und zehntausend Schwarze, von denen zweitausend waffenfähig sind. Sie hat ein respektables Fort, das von Steinen erbauet und mit Laufgräben umgeben ist. Das Klima ist sehr warm aber gesund. Sie liegt unter dem fünften Grade südlicher Breite.

Makassar ist eine Holländische Niederlassung, die einen Gouverneur, einen Gouverneurfiskal, einen Kapitän der Kompagnie und einen Artilleriekapitän hat, und ich werde nie anders als mit der größten Dankbarkeit von der humanen Behandlung sprechen, die ich daselbst erhalten habe.

Es dürfen hier keine fremden Fahrzeuge einlaufen, eine Sinesische Junke jedoch ausgenommen, welche jährlich hieher kömmt. Die Kompagnie hat wenig Einkünfte von der Niederlassung; die meisten wirft der Verkauf der Güter ab.

Zweites Kapitel.

Klima und Produkte der Insel. — Art die letzteren zu gewinnen.

Da die Insel Celebes so sehr unter der Linie liegt, so ist zwar das Klima daselbst warm, aber im Ganzen genommen doch gesund, indessen machen doch die niedrigliegenden und sumpfigen Reißfelder, daß zuweilen kalte Fieber herrschen. Acht Monate lang hat man hier schöne Witterung und die Regenzeit, die auch weniger gesund ist, dauert von der Mitte des Novembers bis zur Mitte des Monats März und ist von starken Westwinden begleitet, die man hier Monsoons nennt. Während derselben nimmt die Strömung in der Mitte der Straße eine südliche Richtung, an dem Ufer aber bleibt die Ebbe und Flut regelmäßig.

Die Produkte des Landes sind Indisches Korn, Reiß, Sago, Jaks, Kokosnüsse, Kürbisse, schwarzer Pfeffer, Callivances oder Bohnen, Melonen, Pisangs, u. dergl. m., und es wird auf dieselben ziemlich viel Arbeit gewendet. — Die Felder sind durch Zäune oder Befriedigungen (Finzen genannt) von einander unterschieden, so daß jeder sein Eigenthum für sich hat, das auch sehr gut geachtet wird. Die Grundstücke, die dem Rajah oder dem Priester gehören, werden überall als geheiligtes Land betrachtet.

Zu den Reißfeldern wählt man oft abhängig liegendes Land und durchzieht sie mit kleinen Kanälen, die ungefähr zwanzig Ellen von einander entfernt sind, um sie bewässern zu können. Diese Abtheilungen werden dadurch eben gemacht, daß man das Erdreich von den höher liegenden Theilen, auf die niedriger liegenden bringt, woraus Stufen entstehen. Diese Arbeit wird von Weibern und Kindern verrichtet, die sich kleiner Körbe dazu bedienen. Das Land wird vierzehn bis sechzehn Tage lang sechs Zoll hoch unter Wasser gesetzt, wovon es sehr viel Feuchtigkeit annimmt. Wenn dies geschehen ist, so werden ungefähr zwanzig Ochsen darauf herumgetrieben, um die Feuchtigkeit in das Land hineinzutreten (poaching), welches die Malaien Pruning nennen. Nachdem die Ochsen ihre Arbeit verrichtet haben, wird das Land noch einmal überschwemmt, wodurch es nun geschickt wird, bepflanzt zu werden. Dies geschieht, indem die Reißpflanzen von den Beeten auf welchen sie bisher standen, durch die Malaiischen Weiber, auf jenes Land versetzt werden, da denn jede Pflanze acht Zoll tief in den Schlamm gepflanzt wird. Darauf werden diese Ländereien abermals so lange unter Wasser gesetzt, bis der Reiß die Hälfte seines Wachsthums erreicht hat, weil dann derselbe selbst das Land feucht erhält, da er es beschattet und das Ueberschwemmen des Bodens also nicht mehr nöthig ist. Wenn er reif ist, wird er mit der Hand abgeschnitten, und zwar immer ein Stängel (spear) auf einmal, und dann in Büschel gebunden, von denen jeder etwa ein Quart giebt. Wenn er trocken ist, wird er in Haufen gelegt, und mit Mat-

ten bedeckt. So bleibt er ungefähr vierzehn Tage liegen, dann wird er eingefahren und nach Bedürfniß ausgedroschen.

Ihre Wirthschaftsgeräthe sind einfach, und sie haben deren nur wenige, — eine Hacke oder Haue, ein Messer und eine Axt. Der Boden des Landes, das nicht zu Reißfeld bestimmt ist, wird mit zwei Grabestäben (sticks) umgegraben.

Das Indische Korn läßt man so lange in den Aehren bis man es nöthig hat, um die Kornwürmer davon abzuhalten. Die Eingebornen binden zwei und zwei Aehren zusammen und binden sie dann in Büschel, die sie auf einer, auf zwei Krücken ruhenden, Stange aufhängen und dann mit einer Matte bedecken, um sie vor dem Regen zu bewahren. So habe ich Indisches Korn sechs Monate lang erhalten sehen.

Auch der Reiß bleibt in Büscheln und wird nicht eher ausgehülset, als bis er soll gebraucht werden, ebenfalls der Kornwürmer wegen. Er wird in den Wohnungen oder in den an denselben befindlichen Scheuern aufbewahrt, und hält sich so, wenn er von Zeit zu Zeit gelüftet wird, zwei Jahre lang sehr gut. Reiß ist die gewöhnliche Nahrung, und man ißt ihn entweder allein, oder mit Jaks, Gartengewächsen, Fischen und Kurri. Wie der Reiß zu Parlow gebaut wird, habe ich schon vorhin gemeldet.

Der Sagobaum ist vorzüglich auf Sawyah

und Tolatola beschränkt. Man bekömmt den Sago von einem großen Baume, der ungefähr zwei Fuß im Durchmesser hat, keine Früchte trägt und dessen Blätter den Blättern der Kokospalme gleichen, ausgenommen daß sie viel größer als diese sind. Der Sagostamm hat eine harte, dünne Rinde, unter welcher ein weißes Mark befindlich ist, aus dem der Sago bereitet wird. Wenn der Baum gefällt worden ist, so wird der Stamm in Stücken von zehn Fuß Länge zertheilt, die dann durch Keile der Länge nach zerspalten werden. Das Mark wird mit einem Instrumente, das einem Hammer nicht unähnlich ist, gestoßen, und dann an das Wasser gebracht, um gewaschen zu werden. Der auf diese Art von den Kleien gereinigte Sago nun, wird in kleinen Körbchen oder Fäßchen, die von den Blättern des nämlichen Baums gemacht werden, nach Hause gebracht. Hier nun wird er apretirt, oder ohne Wasser in kleinen Töpfen, die vorher heiß gemacht werden, gebacken. Der Sago wird trocken hinein gethan, wird aber, da er bald feucht wird, zu einer Art von Kuchen und hält sich so mehrere Tage. Wenn man ihn nicht brauchen will, wird er in einen Bach gelegt, daß das Wasser darüber hinläuft, da er sich dann sechs bis acht Monate hält. Die Aeste des Baums braucht man bei dem Bauen der Häuser und mit den Blättern desselben decken sie ihre Dächer.

Die Jacks wachsen an einem großen Baume, der einer Eiche sehr ähnlich ist und neun Monate lang des Jahres Früchte trägt. Die Frucht hat eine Größe wie zwei Quartbouteillen zusammengenommen und einen

markigen Theil, gleicht aber übrigens dem Kohle, und ist mit Saamen vermischt, die wie Pataten schmecken. Die Eingebornen essen diese Früchte sowohl geröstet als auch gesotten; sie sind schmackhaft und auch nährend.

Die Früchte der Insel sind Mango's, Zitronen, Pomeranzen, Limonen, Pinien, Pisangs, Bananas, Mangostihns, wilde Pflaumen u. dergl. m.

Die auf derselben wachsenden Bäume sind groß und man findet sie im Ueberfluß. Aus den größeren machen die Eingebornen ihre Proas oder Fahrzeuge. — Schwarze Ebenholzbäume, Bullotbäume und Kokospalmen giebt es in Menge, und eben so häufig sind die Mangobäume und Indisches Rohr (rottans).

Ihre Erdfrüchte und Gemüsearten bestehen in Yamswurzeln, süßen Pataten und Callivances, welches eine Art von Bohnen sind.

Das Zuckerrohr wird hier viel größer als ich es jemals in Westindien gesehen habe; ob ich gleich fast alle Westindische Inseln besucht habe. Die Malaien schneiden das Rohr in Stücke, schälen die äußere Haut davon ab, und stoßen dann das abgeschälte Rohr in großen Mörsern, wodurch es weich wird. Dann wird es ausgepreßt und der Saft so lange gekocht, bis er bis zu einem gewissen Grade eingedickt ist. Hierauf wird er vom Feuer genommen und abgekühlt, worauf er in Kuschari-Töpfe gethan und darinne aufbewahrt wird, bis sie

Konfekt machen wollen, weil sie ihn zu sonst nichts brauchen. Ihr Konfekt hält sich aber nicht lange.

Die Bienen sind häufig auf der Insel und sie bauen in hohle Bäume. Wenn die Eingebornen Wachs und Honig zu haben wünschen, so machen sie Feuer um den Baum her, bis alle Bienen getödtet sind, und hauen dann den Baum um.

Drittes Kapitel.

Von den vierfüßigen Thieren, den Vögeln und den Fischen dieser Insel.

Die Insel ist sehr reichlich mit Pferden, Büffeln, Hornvieh, Hirschen, Schafen, Schweinen, Ziegen, Kazzen und Affen versehen.

Die Pferde sind zwar von einer kleinen schwarzen Rasse, aber lebhaft. Die Sättel, die man ihnen auflegt, sind mit Tuch gefüttert. Die Eingebornen reuten schwerfällig, daher auch die Rücken ihrer Pferde von dieser Art zu reuten meistens wund sind. Die Malaien legen einen großen Werth auf ihre Pferde, und man schätzt sie so sehr, daß die Rajahs einander damit beschenken.

Das Fleisch von Kühen essen sie; aber ich konnte sie

nie bereden, sie oder oder ihre Ziegen zu melken. Sie schlagen ihr Schlachtvieh selten, sondern schneiden ihm die Haut auf.

Die Büffel sind sehr häufig; sie sind wild, werden gejagt und sind gut zu essen.

Das Land hat einen Ueberfluß an wilden Schweinen; da aber die Eingebornen Muhamedaner sind, so dürfen sie das Fleisch derselben nicht essen.

Ziegen findet man in Menge, und ihr Fleisch wird zwar gegessen, aber sie werden nie gemolken.

Ihre Schafe sind groß und gleichen denen auf dem Kap. Sie haben aber keine Wolle, sondern Haare. Des Nachts werden sie jedesmal in die Horden getrieben. Wenn die Malaien Gelegenheit haben, ein Schaf zu tödten, so wird es vorher zu dem Priester des Ortes geführt. Hier wird es von zwei Menschen gehalten, der Priester ergreift ein Messer und legt es dem Thiere an die Kehle. Dann ruft er Muhamed an, dasselbe zu segnen, und wenn Muhamed nicht hört, so wendet er sich an Abraham. Wenn dies geschehen ist, so macht er zwei Schnitte in die Kehle, bis auf den Knochen. Dann wird das Thier auf einen großen Haufen von Kokosblättern oder anderen trocknen Blättern gelegt, und auch mit dergleichen bedeckt, worauf man diese Blätter anzündet, um die Haare wegzubrennen. Nun bringt man das Thier an ein Wasser, um es zu waschen, worauf

es dann geöffnet und alles in dem Leibe befindliche herausgenommen wird. Die Eingeweide, die Haut und die Leber werden für die besten Stücke gehalten, die Leber wird jedoch allen anderen noch vorgezogen. Nach allen diesen Zubereitungen wird endlich das Schaf in das Haus desjenigen gebracht, dem es gehört, und dieser schickt nun dem Priester eine Portion davon, welche roh, aber auch gekocht seyn kann; ist sie gekocht, so giebt man gewöhnlich auch Reiß dazu.

Ihre Vögel bestehen in Tauben, Papagaien, Perokets und zahmen und wilden Enten; aber sie essen nie weder Enten noch anderes wildes Geflügel.

Sie haben auch einen Vogel von der Größe eines wälschen Hahns, dessen Eier sie sehr schätzen. Der Kopf des Vogels gleicht dem Kopfe einer Moskowitischen Ente, nur daß der Schnabel anders ist, indem er dem des wälschen Hahnes gleicht. Diese Vögel fliegen mit einer großen Gewalt und einem starken Geräusche. Es giebt auch eine Menge wildes Geflügel, und ich habe viele mit einer Schnellschlinge gefangen, die ich an dem Ende eines kleinen Astes befestigte, der bis an die Erde nieder gebogen und hier durch eine Vorrichtung niedergehalten wurde. Unter die Schlinge wurde dann etwas Indisches Korn gestreut, um die Vögel anzulocken. Wenn der Vogel durch die Schlinge gieng, so fiel einer von den Stäben um, der Ast schnellte in die Höhe und der Vogel wurde, indem sich die Schlinge zuzog, gefangen, da er mit seinem Fuße darinnen hängen blieb. Aber nun

durfte ich ihn nicht sogleich herausnehmen, weil ich mich vor den Malaien fürchten mußte, die der Vogel durch das große Geräusch, das er würde gemacht haben, leicht herbei locken konnte. Ich brachte ihn daher immer des Nachts in Sicherheit So verhalfen wir uns zu mancher guten Mahlzeit. Einstmals fieng ich einen von ihren Kampfhähnen auf diese Art, welches beinahe üble Folgen für mich gehabt hätte.

Die Küste und die Flüsse haben einen Ueberfluß an Muschelfischen und anderen Fischen. Barrakutas giebt es in großer Menge und auch Barben, Zauberfische oder Drachenköpfe *) Sprotten, Hundsfische, Aale und Haifische; von der letzteren Art essen die Eingebornen den Schwanz.

Schildkröten giebt es in Menge, und ob sie gleich die Eingebornen nicht essen, so fangen sie sie doch der Schaalen wegen, die sie dem Thiere abnehmen, ohne dieses selbst zu beschädigen, da sie es dann wieder laufen lassen. Von der Schaale machen die Eingebornen Ringe und Armbänder oder Spangen. Ich lernte bald auch die Kunst diesen Thieren ihr Gehäuße abzunehmen, aber die Malaien sahen es nicht gern, daß wir diese Thiere aßen. Einst bat ich einige von ihnen, die eine Schildkröte gefangen und ihr Haus ihr genommen hatten, mir dieselbe zu schenken, aber sie schlugen mir meine Bitte ab. Ich wendete mich daher mit derselben

*) *Groopers*, Scorpaena. Vielleicht Scorpaena volitans oder der fliegende Drachenkopf, der in diesen Gegenden einheimisch ist. D. H.

an den Rajah, dem sie eben keine große Freude zu machen schien, der mir dieselbe aber doch gewährte. Wir aßen nun einen Theil des Thieres und salzten das übrige ein, welches wir auch sehr wohlschmeckend fanden.

Die Eingebornen sind geschickte Taucher und gute Fischer. Ihre Angelschnur wird von Baumwolle gemacht; sie ist zart, fest und stark und mit Gummi steif gemacht, wodurch das Wasser von ihr abgehalten wird. Ihre Angeln machen sie sich meistens selbst von Messingdrat und versehen sie mit Widerhaken. Sie haben sie von verschiedener Größe und als Köder bedienen sie sich der Garnelen. Sie machen auch Netze aus der Haut eines Baumblattes. Sie fangen endlich die Fische auch in weidenen Reußen oder Körben.

Ich lernte hier auch selbst Körbe flechten, wozu man die Blätter der Kokos- und der Sagopalme nimmt. Diese Körbe leisteten mir gute Dienste, indem ich in ihnen das einsammelte, was ich von den Eingebornen bekam, und wir sie auch mit in die Wälder nahmen, wenn wir uns Mangos holen wollten, die gegen den November anfangen reif zu werden.

Viertes Kapitel.

Beschreibung der körperlichen Beschaffenheit, der Kleidungen und der Lebensart der Eingebornen, nebst noch einigen anderen Bemerkungen.

Sowohl die Männer als auch die Weiber auf der Insel Celebes sind weder groß noch schön und wohl gewachsen, sondern klein und dick untersetzt. Sie haben ein plattes Gesicht, aber keine dicke Lippen und eine gelbliche Kupfer= oder röthlich gelbe Farbe; auch ihr Betragen ist nicht angenehm, und dabei sind sie auch noch rachgierig und eifersüchtig.

Die Männer sind sehr geschickt in Verfertigung von Schneidewerkzeugen. Sie sind die Krieger, und besorgen das Feld, das Erbauen der Wohnungen und die Verfertigung der Kanote und der Proa's, worinne sie sehr geschickt sind.

Die Weiber beschäftigen sich mit der Besorgung der Küche, der Gärten, des Stoßens des Reißes und Korns und überhaupt mit allen häußlichen Angelegenheiten.

Die Kinder werden nicht in Achtung gegen ihre Aeltern und in Ordnung gehalten, und diese strafen sie wie es ihnen einfällt, oder wie es ihre Laune und ihr Eigensinn eben mit sich bringt. Ich habe oft gesehen, daß Mütter, die eben unzufrieden waren, Steine und Holzscheite nach ihren Kindern warfen.

Die Männer können große Lasten auf ihrem Rücken tragen, große Beschwerlichkeiten aushalten und lange hungern. Es ist ihnen ein Leichtes, mit Bequemlichkeit vierzig bis fünfzig Meilen des Tages zu gehen. Sie leben mäßig und werden alt.

Die Trunkenheit ist nicht häufig unter ihnen, indessen trinken sie sich doch zuweilen in Toddy lustig, welches ein Saft ist, den sie auf folgende Art von der Kokospalme bekommen:

Wenn die Zweige, an denen die Nuß wächst, noch jung sind, bindet man sie zusammen, um das Wachsen der Nuß zu verhindern; dann schneidet man die Zweige ohngefähr einen Fuß lang von dem Stamme oder Äste ab, und befestigt ein Bambusrohr an denselben, daß der Toddy (Kokoswein) hinein läuft. Dieses wird Abends und Morgens ausgeleert, und die Zweige dann abermals ohngefähr um ein Achtel eines Zolles weggeschnitten, um eine neue Wunde zu machen, worauf denn der Saft von neuem anfängt herauszulaufen und auf gleiche Art aufgefangen wird. Bei trockner Witterung bewässert man die Wurzeln der Bäume, um den Toddy zu vermehren, der dann auch auf diese Art sehr leicht abfließt. Dieser Saft ist von angenehmem Geschmack und berauschend. *)

*) Die Indier nennen diesen Wein Soury oder auch Sura. An Geschmack und Stärke gleicht er dem Most. An die Sonne gestellt, nimmt er eine Süßigkeit an, und heißt

Die Kleidung der Männer ist einfach, da das Klima nicht viel Bedeckung nöthig macht. Sie besteht in kurzen, bis auf die Hälfte der Schenkel reichenden Beinkleidern, die dicht an die Beine anschließen, um die Insekten abzuhalten. Diejenigen, die es bestreiten können, tragen auch noch einen Umhang von Tuch, das im Lande gemacht ist, ja einige treiben sogar den Luxus so weit, daß sie sich einen weißen Mantel oder Shawl anschaffen, den sie noch überhängen, wenn sie im vollen Anzuge oder Putze erscheinen wollen.

Die Weiber tragen einen Umhang und, wenn sie es bestreiten können, einen kurzen, von rother seidener Gase gemachten Rock (gown). Wenn sie aber diesen nicht haben können, so schmücken sie ihre Füße und Arme mit Spangen, die von dickem Messingdrat gemacht sind. Vornehme oder modische junge Frauenspersonen lassen den Nagel ihres Daumens bis zu einer großen Länge wachsen und ziehen eine Art Futteral darüber, das sie jedoch herabnehmen, wenn sie im vollen Putze sind.

Einige Rajahs und Priester tragen hölzerne Schuhe, um ihre Füße gegen die Nässe zu verwahren. Diese Schuhe haben eine hölzerne Nadel mit einem Kopfe, der in die obere Sohle des Schuhes gesteckt wird. Wenn sie den Schuh anziehen, so bringen sie, um ihn an dem

alsdann Oracca. Er hält sich aber nur wenige Tage, daher man ihn bald überziehen oder destilliren muß. Dann ist er aber auch eigentlich der beste Arrak.

Fuße zu erhalten, diese Nadel zwischen die große und die ihr zunächst stehende Fußzehe, wozu aber auch noch eine besondere Haltung der Zehen selbst erforderlich ist.

Ihre Art zu essen und ihre Kocherei ist einfach, da sie bloß von Reiß, Indianischem Korn, Kokosnüssen und Sago leben. Das Indianische Korn kochen sie oft in Ommani. Sie halten des Tags nur zwei Mahlzeiten; die eine Mittags gegen zwölf Uhr und die andere unmittelbar nach dem Untergange der Sonne. Ihre Speisen bereiten sie gewöhnlich in Holländischen kupfernen Kesseln, oder in den in ihrem eigenen Lande verfertigten Töpfen, die von Thon gemacht sind, aber das Feuer nicht lange aushalten.

Wenn sie essen, so bedecken sie ihre Gerichte mit einem Deckel, den sie aus einem Nissablatte machen, das viele Aehnlichkeit mit dem Sagobaumblatte hat. Diesen Blättern geben sie zierliche Farben und oft werden sie eingelegt. Sie sehen sehr niedlich aus und halten lange. Die Malaien haben die Gewohnheit mit der rechten Hand zu essen, sich zu waschen aber mit der linken.

Ihre Lebensart ist einfach und sie kennen wenig Krankheiten. Von der Arzneikunst verstehen sie nicht viel, und sie behaupten, viele ihrer Uebel durch Zauberei heilen zu können. Die Betelnuß ist ihr vorzüglichstes Arzneimittel.

Wenn sie an irgend einem Theile des Körpers einen

Schmerz empfinden, so schickt der Patient nach dem Rajah, der, sobald er kömmt, die leidende Stelle befühlt, dann ein großes Stück Betelnuß kauet, und es, indem er etliche Worte dazu vor sich hin spricht, auf dieselbe aus dem Munde bläßt. Dies hält man für ein sehr vollkommenes Heilmittel. Besteht aber die Krankheit in einem Fieber, so bringen sie oft eine Trommel zu dem Patienten, die dann oben und unten, also von zwei Menschen geschlagen wird. Thut dies keine Wirkung, so schlagen sie bisweilen an eine Messingkette, das sie so lange thun, bis der Patient geneset oder stirbt. Erfolgt das letztere, so wird die Trommel und die Kette sogleich aus dem Hause geworfen und der Trommelschläger und der Arzt dazu.

Ich war einst bei dem Gebrauche eines solchen Trommelrezeptes gegenwärtig und der Augenzeuge von dem Tode eines armen Mädchens.

Einstmals verlangte ein alter Rajah von mir kurirt zu werden; allein ich schüttelte mit dem Kopfe und sagte ihm, daß dies nicht in meiner Macht stehe, weil er zu alt sey.

Eines Tages arbeitete ein junger Priester in der Sonnenhitze in seiner Proa, wodurch er sich einen heftigen Kopfschmerz zuzog, und auch dieser wendete sich an mich, daß ich ihm helfen möchte. Da ich nun wohl wußte, daß sein Uebel bloß eine Wirkung der Sonnenhitze war, so that ich ihm den Vorschlag, ihm eine Ader zu öffnen,

welches bei ihnen eine unbekannte Sache ist. Anfänglich verwarf er meinen Vorschlag mit Abscheu, befolgte ihn aber endlich doch, da ich ihn versicherte, daß ich mit meinem Leben für allen Nachtheil stehen wollte. Ich wetzte darauf einen Hahnensporn recht spitzig und ließ ihm damit zur Ader.

Sowohl er als alle diejenigen, die um ihn waren, wurden anfänglich, da sie das Blut hervorquellen sahen, sehr beunruhiget. Ich sprach ihnen aber Muth ein, und nachdem ich dem Patienten ein Pfund Blut genommen hatte, so verband ich die Wunde und verordnete ihm, sich zwei bis drei Tage ruhig zu halten. Er fühlte sich schon den andern Tag besser und wollte wieder an seine Arbeit gehen, welches ich ihm aber nicht erlaubte. Nach zwei Tagen war sein Kopf nicht mehr so sehr erhitzt und er gieng wieder, wie gewöhnlich, an seine Arbeit.

Nach diesem Falle wendeten sich mehrere Kranke an mich, allein da ich nicht gerne die Ehre von meiner Heilung des jungen Priesters verlieren wollte, und noch weniger Lust hatte, mein Leben in Gefahr zu setzen, so gab ich mich nicht mehr mit dem Praktiziren ab und ließ auch keinem wieder zur Ader.

Die Malaien haben den Glauben, daß, wenn ein Kranker essen könne, er wieder werde gesund werden, daß er aber sterbe, wenn er es nicht könne. Ich sah daher zwei Männer, die in der Schlacht von Dungally waren verwundet worden, eifrig Reiß essen, — aber sie wurden nicht hergestellt.

Die Eingebornen baden sich des Tages zweimal in einem Flusse. Dies ist indessen zuweilen wegen der Alligatoren oder Krokodille gefährlich, welche die ganze Küste und zuweilen auch die Mündungen der Flüsse belästigen.

Auch die Weiber nehmen täglich zweimal ein Bad, und das eine des Morgens, unmittelbar nach dem Aufstehen aus dem Bette. Wenn sie aus dem Bade kommen, so wird das Haar auf eine zierliche Art aufgebunden; dann pflücken sie eine Blume, oder brechen irgend einen zarten Zweig ab und stecken ihn oben auf den Kopf, eine kleine eben aufgeblühte Blume aber stecken sie in jedes Ohr zu den Ohrringen. Dies ist ihr Schmuck für den Tag, und sie halten ihn für ein Zeichen eines guten Glückes.

Wenn die Gemahlin des Rajah ins Bad geht, so wird sie dabei von vier bis fünf vornehmen Frauen des Ortes bedient, und sie erscheint auch nie öffentlich, ohne diese Begleiterinnen um sich zu haben.

Die Weiber haben auch die Gewohnheit sich den zweiten Tag nach ihrer Niederkunft zu baden; in diesem Falle aber ziehen sie Salzwasser dem süßen vor.

Sie ergötzen sich an bunten Farben und lieben besonders die grellen, glänzenden und stark melirten, zum Beispiel roth und gelb. Sie verstehen die Kunst zu färben und wissen ihre Farben sehr gut aufzutragen, doch setzen sie dieselben nicht viel der Nässe aus.

Sie machen baumwollene Tücher, die sie weben, und die sehr gut und stark sind. Baumwolle wächst hier in großem Ueberflusse, und sie reinigen dieselbe vermittelst einer Drehmaschine, wodurch sie es auf eine sehr vollkommene Art bewirken.

Fünftes Kapitel.

Regierungsform. — Krieg. — Huldigungsart. — Bestrafungen und Sklaverei unter den Malaien.

Die Regierungsform dieser Völker ist willkührlich. Es giebt einen Ober- oder Großrajah, der über viele andere gebietet. Dieser hat seine Residenz in einem von allen anderen Gebäuden entfernt stehenden Hause. Bei demselben ist sein Richterstuhl, auf dem er den größten Theil des Tages zubringt, und alle die, welche etwas bei ihm zu thun haben, wenden sich hier an ihn. Wenn ein Rajah stirbt, so wird sein ältester Sohn sein Nachfolger. —

Wer mit dem Großrajah zu sprechen wünscht, muß vor seinen Richtstuhl gehen; indem er sich diesem nähert, muß er sich niederkauern und ihm seine Unterwürfigkeit bezeugen, welches dadurch geschieht, daß man seine Hände zusammenlegt, und sie dann bis zu der Stirne erhebt. Wenn dies geschehen ist, fragt der Rajah den Bittenden

was er begehre, der ihm dann seine Angelegenheiten vorträgt.

Die Kleidung der Rajahs besteht in einem Ueberrocke, den sie Segoun nennen, und in kurzen Beinkleidern und um den Kopf wickeln sie ein Tuch. Ihre Priester aber tragen einen Turban.

Diese Völker führen nicht häufig Kriege mit einander; wenn aber ein Rajah den andern bekriegen will, so berathschlagt er sich vorher mit dem Priester darüber, und befragt ihn, ob er wohl glücklich seyn werde? Der Priester fragt ihn darauf: wenn er den ersten Gedanken daran gehabt habe, schlägt dann ein kleines Buch nach, das er in dieser Absicht führt, und sagt ihm endlich, ob er glücklich oder unglücklich seyn werde. Verspricht ihm der Priester das erstere, so schreitet der Rajah zum Kriege; verspricht er ihm aber Unglück, so steckt der Rajah die ihm von dem andern angethane Beleidigung ein und giebt seinen Vorsatz auf.

Wenn ein Rajah in den Krieg zieht, so wendet er sich an den Priester wegen eines Schutzzeddels, den ihm dieser auch giebt. Er ist, wie ich glaube, mit Arabischen Buchstaben geschrieben und wird von einigen an den Arm, von andern aber an die Stirne gebunden, weil sie glauben, daß sie so lange nicht getödtet werden, als sie den Zeddel an sich tragen.

Die Männer sind muthig, verschlagen und unter-

nehmend und Feige werden von ihnen verachtet. Diejenigen, die sie im Kriege zu Gefangenen machen, werden als Sklaven betrachtet und verkauft, und der Werth eines solchen Sklaven beträgt von zwanzig bis zu dreißig Thaler.

Ihre Hauptwaffe ist der Kriß; es ist dies ein langer eiserner Dolch mit einem kurzen Griffe. Der Knopf eines solchen Griffs ist zuweilen ein Geschenk des Rajah, das nur diejenigen erhalten, die Beweise von Muth gegegeben haben, und welches für eine große Ehre geachtet wird. Diese Knöpfe werden von dem Ende der Hörner von Schlachtvieh gemacht, und man legt, wenn sie als Belohnung der Tapferkeit gegeben werden, einen großen Werth auf sie.

Ihre Spieße machen sie von dem Holze des Betelbaums; sie sind ohngefähr acht Fuß lang und mit Eisen beschlagen. Sie werfen sie nie, ohne den Gegenstand, nach dem es geschieht, bestimmt zu treffen.

Ein Caliavo ist ein von Holz gemachter Schild, dessen sich der Krieger in der Schlacht bedient.

Als der Rajah von Dungally mit dem Rajah von Parlow Krieg anfangen wollte, gab er ein Gastmal, bei dem auch ich gegenwärtig war, und alle dabei vorkommenden Ceremonien als Augenzeuge beobachtete. Alle diejenigen, die nicht von seinem Stamme waren, wurden herbei gerufen, um ihm den Eid der Treue zu

schwören. Dies geschah auf folgende Art: man reinigte einen Platz, der sechs bis acht Ellen (yards) ins Gevierte hatte und machte nun an dem einen Ende desselben eine Schranke von Sagozweigen, die vier Fuß hoch war, und hinter welcher der Rajah Arvo auf einer Matte saß.

Da auch Tuan Hadschi ein Ausländer war, so mußte auch er diesen Eid der Treue schwören, und als ein wichtiger Mann, that er es zuerst. Er that dies dadurch, daß er einen Kriß und einen Schild nahm, und damit die Kriegsmanövers mit außerordentlicher Heftigkeit und mit mächtigen Bewegungen machte, und dabei die verschiedenen Stämme, mit denen dem Rajah Krieg führte oder jemals geführt hatte, nannte, und ihnen Rache, dem Rajah aber Treue schwur. Darauf warf er den Kriß und den Schild zur Erde, gieng zu dem Rajah und setzte sich neben ihm nieder.

Darauf nahm ein anderer den Kriß und den Schild von der Erde auf, riß sein Tuch von seinem Kopfe, zog die Haare über das Gesicht und wiederholte nun die nämlichen Ceremonien, schien aber dabei in der größten Wuth zu seyn, und stach zuweilen mit seinem Kriß in die Schranken, hinter welchen der Rajah saß. Als er fertig war, legte er ebenfalls den Kriß und den Schild auf die Erde, da sie dann wieder von einem anderen aufgenommen und die nämlichen Ceremonien so lange wiederholt wurden als noch einer da war, der diesen Eid der Treue schwören mußte.

Wenn einer ein kleineres Verbrechen begangen hat, auf welches keine Todesstrafe gesetzt ist, so wird er zum Sklaven verkauft, um den Schaden ersetzen zu können, und einen Theil des für ihn gelösten Geldes bekömmt der Rajah. Reicht dies aber nicht hin die nöthige Summe zu bezahlen, so werden auch das Weib und die Kinder eines solchen Menschen verkauft. Der höchste Preis für einen jungen Mann ist ohngefähr dreißig Dollars oder sechs Pfund Sterling und fünfzehn Schilling. Andere werden nach ihrer bessern oder geringeren Beschaffenheit bezahlt. — Hat ein Malaie dem Rajah oder dem Priester etwas gestohlen, so wird er außerhalb des Landes verkauft; hat er aber nur ein kleines Verbrechen begangen, so verkauft man ihn im Lande. Die Sklaven kosten sehr wenig zu unterhalten; da das Klima warm ist, so haben sie wenig Kleider nöthig, und auch wenig Bedürfnisse. Zur Ernährung und Bekleidung eines Sklaven mögen jährlich etwa drei Pfund erforderlich seyn, und die Arbeit derselben besteht in der Reinigung der Ländereien, in dem Anbau der Lebensmittel und in gewöhnlichen häußlichen Verrichtungen.

Sechstes Kapitel.

Religion. — Art des Gottesdienstes. — Hochzeit- und Begräbnißceremonien der Malaien.

Die Eingebornen bekennen sich zur Muhamedanischen Religion, und feiern daher den Freitag statt des Sonntages der Christen. Ihre Mannspersonen werden beschnitten, nicht aber die Frauenspersonen, und die Christen sind ihnen ein Abscheu. Die Priester haben eine große Gewalt über das Volk und selbst über ihre Rajahs.

Die Priester stehen mit Anbruch des Tages vom Schlafe auf und waschen ihre Füße, Arme und Ohren; dann legen sie ihre Hände an die Ohren und rufen: „O Wackabuck! Wackabuck!" welches so viel heißt als: Gott erhöre mich! — dann machen sie eine Pause, worauf sie wieder ausrufen: „O Madama su mala!" und dann auf ihre Kniee fallen, ihren Kopf zur Erde niederbücken, wieder aufstehen, und wieder auf die Kniee fallen, um noch einmal zu beten. Darauf bewegen sie ihren Kopf in einem weiten Schwunge hin und her und rufen: „Oh Hela la! Hela la! und wackeln zugleich mit dem Kopfe dazu, der mit ihren Worten gleichen Takt hält. Dies dauert eine halbe Stunde lang so fort, indem ihre Stimme immer schwächer, ihre Sprache aber immer geschwinder wird. Endlich machen sie eine lange Schwingung und endigen ihr Gebet dadurch, daß sie

beide Hände erheben, und sich das Gesicht damit streichen.

In Privatfamilien werden diese Ceremonien von den Familienhäuptern beobachtet, und an ihrem Sabbath haben die Priester eine Zusammenkunft mit diesen Familienhäuptern, um mit ihnen diese Ceremonien zu beobachten.

Für den Neuenmond haben sie eine große Verehrung und gegen ihre Priester beweisen sie eine große Unterwürfigkeit. Besonders wurde Tuan Hadschi, weil er der Hohepriester war, uud eine Reise nach Mekka gemacht hatte, überall mit der größten Ehrerbietung behandelt.

Tuan heißt so viel als Priester, und Tuan Hadschi Hoherpriester oder Oberpriester, das heißt ein Mann der eine Wallfahrt nach Mekka gethan hat. Tuan Mooda heißt ein junger Priester. Als ich unter den Malaien war, war mein Freund Tuan Hadschi Oberpriester. *)

*) Wir hatten diesem Manne sehr viel, und nach meiner Ueberzeugung größtentheils unsere Erhaltung zu danken.

Er sprach oft von den Engländern mit mir, und sagte mir eben so oft, daß er in einer Englischen Schaluppe, die, (wie er ihn nannte), von dem Kapitän Parest, richtiger Forest kommandirt worden, eine Entdeckungsreise von Balambangan nach Papua oder Neuguinea gemacht, und daß die Malaien während seiner Abwesenheit Balambangan weggenommen hätten.

Es ist jedem Manne erlaubt so viel Weiber zu neh-
men, als er erhalten kann. Aber jede Frau muß ihr

Er war ehedem ein starker Seeräuber gewesen und war von der Insel Micandano gebürtig. Auch hatte er mit einer Nation bei der Wegnahme von Oreo, einer Holländischen Niederlassung auf der Insel Bantang, in der Straße von Malakka, in Verbindung gestanden. Er kommandirte dabei eine Proa von vier Kanonen (carriage guns) und trieb nach dieser Blokade Seeräuberei. Er sagte mir, daß er mehrere Holländische Schaluppen habe wegnehmen helfen, wie auch eine große Zahl von Tabogees oder schwarzen Kauffahrteiproas, daß bei der Verfolgung einer von den letzteren beinahe seine eigene Proa umgeschlagen sey, wobei er sein ganzes Vermögen, ohngefähr aus zweitausend Dollars bestehend, verloren habe und eben dadurch in seine jetzige ungünstige Lage versetzt worden sey.

Er war damals ohngefähr sechzig Jahre alt, und seine Familie bestand aus seiner etwa sechzehnjährigen Gattin, zwei erwachsenen Söhnen aus einer vorhergehenden Ehe, und sieben Sklaven, die er gekauft hatte. Sein eigentlicher Wohnort war Dungally, wo er sehr angenehm lebte, allein er machte oft Abstecher von einer Stadt zur andern und überall wurde er, weil er ein Oberpriester war, gut aufgenommen, und ehrerbietig behandelt. Auch wir bewiesen ihm sehr gern eine große Ehrerbietung, weil dies nicht nur sein Gewicht und Ansehen unter den Malaien vermehrte, sondern auch machte, daß er selbst mit größerer Aufmerksamkeit für uns sorgte. Ob er uns gleich nie bei unseren Planen unsere Flucht zu bewerkstelligen unterstützte, so machte er uns doch unsere Lage leichter und erträglicher, und ich fühle mich noch dafür zum Dank gegen ihn verpflichtet.

eigenes Haus haben, da nie zwei Weiber zusammen leben. Auch erbt nur eine von ihnen, und wie ich glaube, die erste, das Vermögen des Mannes.

Wenn ein Mann Lust hat eine Frau zu nehmen, so wendet er sich an den Großrajah, der dann alle seine Anführer zusammen berufet, und wenn die Aeltern der beiden Parteien ihre Einwilligung geben, so macht der Bräutigam dem Vater der Braut ein Geschenk.

Während des Krieges zwischen den Bewohnern von Dungally und Parlow, kam eine Seeräuber Proa von Magindano oder Mindaneo nach Dungally, die einem Rajah Namens Tomba gehörte, der ein ältlicher Mann war, und sich mit seinem Sohne, einem jungen Manne von ohngefähr zwanzig Jahren, am Bord derselben befand. Sowohl er als auch sein Schiffsvolk, waren mit Tuan Hadschi sehr gut bekannt, da der letztere ehemals in Magindano gelebt hatte.

Der Sohn dieses Rajahs Tomba nun, sah die Tochter Tooa's, des Rajah von Dungally, (der die Regierung seinem Sohne Arvo abgetreten hatte, der also nun der regierende Rajah von Dungally geworden war) und verliebte sich heftig in sie. Sie war ein

Da ich einmal die Malaiische Sprache sprechen konnte, so unterhielt ich mich oft mit ihm und fand in ihm einen verständigen Mann und einen großen Wanderer und Reisenden. Er spielte sehr gern und gut das Bretspiel, war aber immer verdrüßlich, wenn ich etwa einmal ein Spiel gewann.

artiges Mädchen und ohngefähr neunzehn Jahre alt. Der junge Mann wendete sich deshalb an Tuan Hadschi, und bat ihn um seine Vermittelung. Der Priester betrieb die Sache auch mehrere Tage, und endlich kamen beide Parteien dahin überein, daß der junge Mann oder sein Vater, der Rajah Tomba drei messingene Drehbassen und zwanzig Stücke weißes Tuch geben sollte, welches man für eine große Aussteuer hielt. Darauf mußten sich alle bei der Sache interessirten Personen nach dem Longar oder dem Hause der öffentlichen Geschäfte begeben, wo sie erst sorgfältig über diese Angelegenheit befragt wurden, ehe die Erlaubniß zur Verheurathung der jungen Frauensperson gegeben wurde.

Die Hochzeit gewährte ein eben so sonderbares als prächtiges und interessantes Schauspiel, das ich kurz beschreiben will. — An dem zur Hochzeit bestimmten Tage mußten alle Krieger des Platzes unter die Waffen treten, und gegen ein Uhr Nachmittags kam auch der junge Mann nebst seinem Vater dem Rajah und allen Matrosen der Proa, bewaffnet, als wenn sie in die Schlacht ziehen wollten, an das Ufer, wohin ihnen Tuan Hadschi und der Rajah Arvo von Dungally entgegen giengen, um sie dort zu empfangen. Darauf führten sie dieselben in eine kleine Hütte, die ausdrücklich in dieser Absicht war errichtet worden. Hier bekleidete Tuan Hadschi den jungen Mann mit ein Paar seidenen Hosen und zog ihm fünf seidene Röcke von verschiedenen Farben an, setzte ihm eine kleine seidene Mütze auf und über diese einen Turban, und um

den Anzug vollständig zu machen, that er ihm noch über dies alles einen Umhang (a wrapper) um, ohne welchen er nicht gehörig würde geschmückt gewesen seyn.

Als er vollkommen angethan war, wurde er nun heraus vor die Hütte geführt; neben ihm bekam der Rajah von Dungally, neben diesem aber Tuan Hadschi, und nach diesem endlich der angesehenste Mann der Proa seinen Platz.

Von der Mannschaft der Proa wurden nun ohngefähr zwanzig Mann ausgelesen, um als eine Garde vor dem Bräutigam herzugehen. Diese waren alle nach ihrer Landessitte mit Spießen und Schilden bewaffnet. Die Prozession gieng von dem Gestade bis nach der Stadt, die nicht weit davon entfernt war. Als sie sich ihr näherten, eilten aus dieser ohngefähr dreißig Mann ihnen entgegen, um sich ihnen zu widersetzen und ein Scheingefechte zu beginnen, welches sie außerordentlich gut ausführten. Indessen zogen sie sich doch allmählig nach der Stadt zurück, so wie die Partei des Rajahs und seines Sohnes immer weiter vorrückte, bis sie an das Stadtthor kamen.

Hier aber war quer über den Weg ein Palempore, oder ein Stück Zitz gezogen, als ob man ihnen den Eingang verwehren wollte, das aber hinweggenommen wurde, so bald der Sohn des Rajah den Dungallyern ein kleines Geschenk gegeben hatte, das in eini-

gen Betelnüssen und etwas Serrie,*) den sie mit dem Betel kauen, bestand.

Als er nun wieder eine Strecke gegangen war, wurde der Palempor abermals vorgezogen, und nun schienen seine Leute und die des Rajah von Dungally heftig gegen einander erbittert zu seyn, indem sie ihre Spieße einander über den Köpfen schwangen, bis der junge Rajah sich abermals mit einem Geschenke löste, dann wurde der Palempor wieder zurückgezogen, und der junge Rajah rückte mit seinen Leuten ein wenig weiter vor, und so wurde das nämliche Schauspiel so lange wiederholt, bis der Bräutigam endlich das Haus der Braut erreichte.

Er stieg nun die Stufen hinan, um in das Haus zu gehen, aber auch hier versperrte ihm der wohlbekannte Palempor noch einmal den Eingang; er mußte also wieder Halt machen und zwar wurde er jetzt aufgehalten, weil man ein reichlicheres Geschenk von ihm erwartete. Er zog daher endlich eine Handvoll Serrie und Betelnuß aus seiner Tasche hervor, und hielt es denen, die ihn aufhielten, in einiger Entfernung vor. Aus Begierde die Gabe zu erhaschen, gaben sie nicht gehörig auf ihren Palempor acht, sondern ließen das eine Ende desselben fallen, und dies benutzte der Bräutigam, um in das Haus zu dringen, ohne ihnen das angebotene Geschenk zu geben, welches ein allgemeines und lautes Gelächter unter den Zuschauern verursachte.

*) Ohne Zweifel Muschelkalk. D. H.

Der Bräutigam wurde hierauf in das große Zimmer geführt, wo ihn die Braut schon erwartete, da er sich denn sogleich neben sie setzte. In dem Hause hatten sich alle obrigkeitlichen Personen und angesehene Männer der Stadt versammelt.

Jetzt trat nun auch Tuan Hadschi herein, und stellte sich an dem andern Ende des Zimmers dem Bräutigam und der Braut gegenüber, um die Trauung zu verrichten. Er traute zuerst den Bräutigam der Braut an, indem er ihm zur Pflicht machte, ihr ein Haus und Sklaven zu verschaffen und sie gut zu behandeln. Dann vermählte er auch sie mit ihm, indem er ihr einschärfte, alle andere Menschen um seinetwillen zu verlassen, ihm zu folgen und ihn als ihren Oberherrn anzuerkennen. Als die Trauung vorüber war, thaten sie einen Salam, oder ein Dankgebet.

Hierauf stimmte Tuan Hadschi einen gewissen Gesang an, der harmonisch, munter und angenehm war, und bloß bei solchen Gelegenheiten gebraucht wird. Gegen das Ende desselben stimmten alle Gäste im Chorus mit ein.

Als auch dies vorbei war, wurde die Mahlzeit aufgetragen, und nun aßen die Braut und der Bräutigam zum erstenmale aus der nämlichen Schüssel. Von den übrigen aßen drei bis vier, wie es sich eben thun ließ, zusammen.

Nach der Mahlzeit wurden Braut und Bräutigam,

da es indessen dunkel geworden war, in ihr Zimmer geführt, das reichlich mit Palempors behangen war. Hierauf wurden ihnen mit Wasser angefüllte Bambusrohre gebracht, und nun ließ man sie hier, nicht nur für diese Nacht, sondern sieben Tage lang, in welcher Zeit sich Braut und Bräutigam nie öffentlich zeigen. Indessen wurde ihnen täglich des Morgens und Abends Wasser gebracht, und auch täglich Speisen im Ueberflusse. Sie nahmen zwar Besuche an während dieser Zeit, sie selbst aber giengen nicht öffentlich hervor.

Als der Rajah Tomba Dungally verließ, blieb sein Sohn noch daselbst zurück; als ich indessen den Ort verließ, sprach er auch davon nach Hause zu gehen, obgleich ohne seine Gattin.

Ich war auch einst bei einer anderen Verehelichung gegenwärtig, die in Tuan Hadschi's Hause vollzogen wurde; da die neu Verehelichten aber nur vier Tage in ihrem Zimmer blieben.

Ich habe nie gesehen, daß Malaien einander, oder auch nur ihre Kinder geküßt hätten; die Kinder lächeln sie bloß an. Indessen spielen doch die Aeltern oft mit ihren Kindern, wenn diese noch klein sind.

Wenn ein Anführer oder ein Rajah stirbt, so wird der Leichnam desselben sogleich auf den Longar, oder in das Haus der öffentlichen Geschäfte gebracht, und vor ihm zieht das Volk her, und singt und wirft Steine vor

ihm her, indem sie zugleich alle ihre Kriegsinstrumente bei sich tragen. Auch hat jeder einen Palempore, welches eine Bettdecke ist, wie die unserigen, die sie um den Longar herum hängen, so daß er ganz damit bedeckt wird. Auch machen sie Fächer von weißem Tuche. An jeder Seite des Leichnams sitzen vier Mädchen, um ihn zu fächeln, welches zwei Tage und eine Nacht lang geschieht, auch werden dabei zwei Lampen brennend erhalten.

Nach dieser Zeit bekömmt der Körper den Todengeruch und wird deshalb nun in einen Sarg gelegt, den sich jeder Rajah, nach der Sitte des Landes, gewöhnlich noch bei seinem Leben selbst machen läßt. Ist dies nicht geschehen, so bedient man sich statt desselben eines Kanots, von dem man die beiden Enden hinweg nimmt und dann den Körper hinein legt.

Wenn nun dieser von dem Longar hinweg gebracht wird, so geschieht es unter Begleitung aller Soldaten und Krieger des Ortes, die mit ihren Spießen bewaffnet und ihre Kanonen und übrigen Kriegsinstrumente mit sich führend, vor dem Leichnam hergehen, ein verstelltes Gefecht machen und mit ihren Spießen in die Luft streichen, um den Satan abzuhalten.

Der Sarg wird zierlich mit weißen Tüchern, die über einem Gestelle von Bambusrohr, wie ein Zelt, ausgespannt sind, verdeckt, und wenn er bei dem Grabe, das gewöhnlich vier Fuß tief ist, angekommen ist, auch

sogleich hinein gesenkt. Dann setzt sich der Oberpriester an der Seite des Grabes nieder, indem sich der im Range zunächst auf ihn folgende Priester zu seiner rechten Hand, und der auf diesen folgende zu seiner linken stellt, hinter diese aber wieder drei geringere Priester treten und sofort. Alle diese Priester sprechen zugleich Gebete, indem sie zugleich die Köpfe hin und her bewegen und ausrufen: „Oh hela la! Hela!" das heißt: O mein Gott, mein Gott!

Diese Zeremonie dauert gegen eine halbe Stunde, da denn der Ton ihrer Stimme immer schwächer und schwächer wird, sie aber alle ihre Köpfe zugleich und nach einem Tempo und einerlei Richtung immer schneller bewegen, bis sie endlich ganz aufhören es zu thun.

Jetzt verläßt alles das Grab, und die vier oder fünf Männer, die es gegraben hatten, füllen es nun auch wieder zu, und bewachen es die Nacht hindurch, wobei sie dicht am Grabe ein Feuer unterhalten. Den andern Morgen wird neben diesem Platze ein Haus errichtet, in welches sich die Wittwe des Verstorbenen begiebt, um einen Monat lang, oder einen Mond darinnen zu wohnen. Auch zäunen sie um das Grab her noch einen Raum ein, und bauen über dasselbe einen Schuppen. Die Wittwe wird von allen jungen Frauenzimmern ihrer und des Verstorbenen Verwandtschaft hieher begleitet, von denen einige jene ganze Zeit über bei ihr bleiben.

Bei diesem Volke herrscht auch die Sitte, einen

Monat nach dem Tode des Rajah, wenn nun die Wittwe das Grab wieder verlassen will, ein junges Mädchen auf eine höchst barbarische Weise zu tödten. Zwei junge Heerführer fangen die That dadurch an, daß sie ihre Spieße in das Schlachtopfer stoßen, da dann eine Menge anderer Anführer sogleich dem Beispiele jener folgen und unter Anstimmung ihres Kriegsgeschreies, den Körper, wie wüthend, mit Wunden bedecken. Endlich wird der Ermordeten, zur Ehre des Rajah der Kopf abgeschnitten und seinem Nachfolger präsentirt. — Das Schlachtopfer geht ihrem Tode mit Standhaftigkeit entgegen, da es für eine Ehre gehalten wird, des Rajah wegen zu sterben.

Siebentes Kapitel.

Sitten und Gebräuche. — Vergnügungen u. s. w. der Malaien.

Bei den Malaien ist die Beschneidung gewöhnlich. Männliche Personen werden gegen ihr fünfzehntes Jahr, oder ein Jahr zuvor ehe sie cásired werden, beschnitten.

Cásired werden alle junge Männer und Frauenspersonen: dies geschieht dadurch, daß man ihnen die Zähne befeilt und sie dann schwarz färbt, welches man für eine Schönheit hält. Ich befand mich einmal gerade zu Dungally, als die Tochter des Rajah sollte cásired

werden, und da ich wünschte an diesem Feste, an welchem der Rajah seine Gäste mit gekochtem Reiß, Fischen und Konfekt, welcher letztere köstlich ist, bewirthet, Theil zu nehmen, sprach ich mit meinem alten Freunde Tuan Hadschi darüber, der mir sagte, daß ich Niemand etwas davon sagen sollte — und ich befolgte seinen Wink.

Als der Rajah und die Häupter des Volks aber abgespeist hatten, näherte ich mich ihnen und stellte mich so, daß mich der alte Mann sehen mußte, der mich auch sogleich bei meinem Namen rufte und sagte: Steersmann, morri de cini, oder komm her. Zugleich nahm er aus mehreren Schüsseln Konfekt, füllte damit eine leere Schüssel an, und überreichte diese mir; und ich trug sie nach Hause und theilte sie mit meinen Leuten. Das war ein Traktament für uns, und gab uns wahrhaftig ein köstliches Mahl. In der Folge benutzte ich immer Gelegenheiten der Art, wobei wir uns nicht schlechter befanden.

Ihre größten Feste aber sind ihre Aerndtefeste. An diesen bringen sie einen großen Baum mit allen seinen Aesten und Zweigen, von denen sie vorher die Blätter abgestreift haben, in die Mitte der Stadt, schneiden die Spitzen der Zweige ab, und befestigen ihn in der Erde. Darauf nehmen sie Zweige von der Kokos- oder der Sagopalme, und spalten sie der Länge nach auf, und binden die eine Hälfte eihes solchen Zweiges an einen Ast jenes Baumes, die andere aber an einen anderen, so, daß die Blätter niederwärts hängen und so behängen sie den gan-

zen Baum. Dann kochen sie Reiß, thun ihn in kleine Kokosblätter und hängen auch diese an den Baum.

Wenn dieser nun so verziert worden, so bereitet man Vormittags in allen Häusern des Festes wegen gute Gerichte von Reiß, Fischen, Vögeln u. s. w., und gegen Abend versammeln sich alle Malaien bei dem Baume und tanzen um ihn her. Den auswendigen Kreis machen die Alten, den zweiten die Krieger und Weiber, und den inneren alle junge Mannspersonen und Mädchen. So tanzen sie bis gegen zwölf Uhr, da sie dann auf dem Tanzplatze ihre Abendmahlzeit einnehmen, indem sie den Platz durch ein großes Feuer, und wenn es nicht windig ist, auch mit kupfernen und messingenen Lampen erleuchten. Wenn die Mahlzeit vorbei ist, tanzen sie noch eine kurze Zeit, und dann fallen alle über den Baum her, um den Reiß zu plündern, und hat sich dieser Plünderungstumult, der eigentlich das Hauptvergnügen dabei ausmacht, wieder gelegt, so ist das Fest zu Ende.

In Dungally bekamen wir bei Gelegenheit dieser Feste immer auch unseren Antheil. An dem Aerndtefeste aber, das wir zu Travalla mit feierten, wo der Baum statt des Reises mit Indianischem Korne behangen wurde, gab man uns nichts.

Wenn der Rajah krank ist, oder eine Reise machen will, läßt er sich von dem Priester einen Gesundheitszeddul holen. Dieser wird auf ein ohngefähr acht Zoll ins Gevierte haltendes Stück Papier geschrieben, und der

Priester bekömmt ein gutes Geschenk dafür. Ein solcher Zeddul wird aber auf nicht länger als auf sechs Monate bewilligt. Der Rajah bekömmt ihn verschlossen, und er wird auch nicht eher als bis die Zeit verlaufen ist, geöffnet. Wenn er einen anderen Gesundheitszeddul haben will, so wird er ihm wieder auf sechs Monate ausgestellt.

Die Malaien legen einen großen Werth auf alles gemünzte Geld. Sie heben es auf und geben es, selbst wenn sie etwas zu kaufen nöthig haben, nicht aus. Ihr vornehmster Handel ist Tauschhandel gegen Goldstaub. — Wer es bewirken kann, der läßt seinen Kindern angeschnürte Dollars als Halsband tragen.

Wer eine Drehbasse oder großes Gewehr besitzt, wird für einen großen Mann gehalten, und er gilt viel und genießt große Ehrfurcht. Kehrt ein solcher von einer Reise zurück, so nimmt er sein Geschoß mit sich in sein Haus, und ist so sehr besorgt um dasselbe, daß er es oft in seine Schlafkammer stellt.

Wenn die Eingebornen Tuch kaufen, so messen sie es nach Klaftern oder Faden (Fathoms) welche sie dadurch bestimmen, daß sie ihre Arme ausstrecken und nun von einem Finger bis zu dem anderen messen. Ich habe daher oft bemerkt, daß sie ihre Hände dabei so weit als möglich rückwärts bogen, um eine längere Klafter dadurch zu machen.

Die Malaien verfertigen sehr gute und starke bunte

baumwollene Tücher. Ihre Baumwolle ist außerordentlich fein und gut ausgezupft, und sie reinigen sie mit einer Art von Handspinnmaschine (Ienny). Sie sind auch in der Färbekunst erfahren und lieben besonders die grellen Farben außerordentlich.

Ihre Proas sind, in Ansehung der Größe, von fünf bis zu dreißig Tonnen, und haben viel Aehnlichkeit mit den Wallfischbooten. An dem hinteren Theile der Proa ist eine Art von Haus oder Kajüte angebracht. Ihre Anker sind von Holz, groß und stark und ihre Taue machen sie von zusammengedrehtem Rohr (rattan) daher sie zwar stark, aber nicht sehr biegsam sind. Ihre Segel sind besonders leicht und stark und von der Haut eines gewissen Blattes gemacht, die in der Sonne gar gemacht oder zubereitet und dann zusammengeknüpft und gewebt wird. Das Segeltau wird aus der Rinde eines Baumes gemacht und ist biegsam und stark. Dieser Baum aber ist ein anderer als der, von dessen Blättern die Segel gemacht werden. Die Proas werden theils zum Rudern, theils zum Segeln eingerichtet, und man bedient sich ihrer überhaupt zur Fischerei, zum Handel, zum Transport von Lebensmitteln oder zur Seeräuberei und sie sind auch ihrer jedesmaligen Bestimmung gemäß eingerichtet und ausgerüstet. Die Proa gehört immer dem Kapitän, und ist, wenn sie eine Kauffahrteiproa ist, mit ungefähr zwölf Mann besetzt, die in dem Kapitän, welcher Akkorder; in dem Steuermann, welcher Jere-Mode; in dem Bootsmann, welcher Jere-Bottoo heißt und in neun Matrosen, welche Durari

genannt werden, bestehen. Die Leute bekommen keinen Sold, sorgen selbst für ihre Beköstigung, theilen aber auch ihre Beute, oder ihren Profit.

Die Proas sind stark und nett gebauet und haben einen Kiel, Rippen oder Auflanger nnd Breter. Die Breter werden mit vieler Mühe gemacht, indem aus einem Baume zwei Breter gearbeitet werden, deren jedes zwei Zoll stark ist. Die Malaien haben sehr viel Harz, waraus sie eine Substanz verfertigen, die sie Dama nennen, und sie statt des Pechs brauchen, um die Fugen ihrer Proas zu verpichen.

Die Kanote führen drei oder vier, zuweilen aber auch wohl zwanzig Menschen. Sie sind nicht alle von gleicher Größe, aber alle lang und schmal und haben Ausleger, welches Queerstangen sind, die mit dem Kanote einen rechten Winkel machen und mit anderen, mit dem Kanote parallellaufenden Stangen verbunden sind, um es gerade zu erhalten und das Umschlagen desselben zu verhüten.

Die Malaien bestimmen ihre Zeitrechnung nach dem Laufe des Mondes, und zwölf Monde machen bei ihnen ein Jahr. Sie unterscheiden zwar die Tageszeiten durch Morgen, Mittag und Nacht, aber sie zählen die Zeit nicht nach Stunden, wie wir, sondern sie bestimmen und beschreiben die jedesmalige Tageszeit nach der Höhe oder dem Stande der Sonne.

Sechzehn Monate lang habe ich während meiner

Gefangenschaft, die Zeit regelmäßig berechnet und bestimmt, indem ich sie durch Kerben, die ich in einen Stab schnitt, bemerkte. Nach dieser Zeit bekam ich von meinem guten Freunde, dem alten Priester, einen Bleistift und ein Stück von ihrem Papier, das mir so lange die Zeitordnung zu bemerken diente, bis ich unglücklicherweise mit dem Kanote umschlug, und so mein Tagebuch und meinen Bleistift verlor. Da ich indessen die Zeit und den Tag wußte, fieng ich meine Rechnung von neuem vermittelst der Kerben an, und es fehlte mir, wie ich in meiner Geschichte schon gesagt habe, als ich nach Makassar kam, nur ein einziger Tag, den ich zu wenig angerechnet hatte, seit ich mein Schiff verlor, bis zu meiner Befreiung, welches eine Zeit von zwei Jahren und fünf Monaten war. Daß die Malaien einen Sabbath feierten, erleichterte mir meine Rechnung gar sehr.

Die Vergnügungen der Malaien bestehen in Hahnengefechten, im Schlagen des Ballen mir dem Fuße, im Würfeln, im Kartenspiel und im Bretspiel. Meine Leute spielten oft mit den Eingebornen die Karte; sie spielen aber andere Spiele als wir.

Es ist eine allgemeine Regel, jeden Nachmittag Hahnengefechte zu halten, wobei sich die Männer der ganzen Stadt versammeln. Sie haben einen eigenen, zu diesem Zwecke gehörig eingerichteten Platz dazu und verstehen sich sehr gut auf die Sache. Sie schneiden den Hahnen die Sporen ab und befestigen ihnen dagegen unten an dem Fuße einen stählernen Sporen oder Haken,

welches sie so zu machen wissen, daß er fest und steif stehen bleibt. Aber nur ein Fuß, und gewöhnlich der rechte, wird auf diese Art bewaffnet. Wenn dieser Zeitvertreib zu Ende ist, welches gewöhnlich erst mit Sonnenuntergang der Fall ist, so gehen sie alle nach Hause, um ihr Abendessen einzunehmen und wenn dies geschehen ist, versammeln sie sich wieder in dem Longar, oder dem Hause der öffentlichen Geschäfte, und bleiben hier die halbe Nacht hindurch, um die Würfel oder die Karten zu spielen.

Die Weiber sind indessen mit Baumwollenspinnen beschäftigt und die Baumwolle findet sich in manchen Gegenden des Landes in großem Ueberflusse und dabei sehr fein.

Die Malaien reuten auf Pferden. Ihre Sättel sind von Tuch gemacht und mit Baumwolle, wie unsere Weibersättel, gepolstert. Sie reuten schnell, bedienen sich aber der Pferde nie im Kriege.

Se binden ihre Pferde an Stricke von mehreren Klaftern (Fathoms) an; ein solcher Strick hat an dem einen Ende eine Schlinge, die dem Pferde um den Hals gelegt wird, indeß man das andere Ende des Strickes an dem Boden fest macht. Diese Thiere aber wissen sich sehr geschickt loszumachen, wenn sie die Schlinge reibt. Wenn ein Pferd los kömmt, so fangen es die Malaien wieder mit besonderer Geschicklichkeit ein, indem sie eine Schlinge an eine Stange befestigen und sie dem Thiere

über den Kopf werfen. Die Race ihrer Pferde ist klein und muthig, aber nicht sehr fleischigt.. Die Eingebornen essen indessen doch das Fleisch derselben.

Ihre Hirsche jagen die Malaien mit Hunden, zuweilen zu Pferde, zuweilen aber auch zu Fuße. Sie gehen in Gesellschaft auf die Jagd, stellen sich an und schlagen entweder die Hirsche, wenn sie vorbeilaufen, todt, oder schießen sie mit Feuergewehr.

Erster Anhang.

Einige Briefe des Verfassers enthaltend.

I.

An den Esq. Vaughan in London, einen Theil der Westküste von Nordamerika betreffend.

Manilla, im Febr. 1803.

Theurer Sir!

Ich ergreife diese sich mir darbietende Gelegenheit, Ihnen Nachricht von mir geben zu können. — Ich bin auf der Rückkehr von einer langen Reise begriffen, auf der ich Chili, Peru und Mexiko besucht habe, und in dem Meerbusen von Kalifornien weiter hinauf gesegelt bin, als vor mir noch kein Schiffer gethan hat. Auch habe ich einen Besuch von dem Gouverneur und den angesehensten Männern von Neu-Mexiko erhalten, und bin von ihnen allen auf die einnehmendste Art behandelt worden. Ich habe in dem Meerbusen einen guten Haven und Ankerplatz entdeckt, der, wie ich glaube, für alle Schiffe ohne Aus-

nahme gleich nützlich seyn wird. Er liegt unter dem acht und zwanzigsten Grade nördlicher Breite, gewährt einen guten Ankergrund und ist gegen alle Winde geschützt. Der Name desselben ist Port Guimar und er ist an der Ostseite des Meerbusens von Kalifornien. Wenn man den Meerbusen hinauffährt, muß man aber sorgfältig dahin sehen, daß man dem östlichen Ufer nicht zu nahe komme, weil an dieser Seite verschiedene seichte Sandstellen sind und man überhaupt heftigen Landwindstößen, die von dem tiefer hineinliegenden hohen Lande herkommen, ausgesetzt ist. Man muß daher bis zum sieben und zwanzigsten Grad fünf und vierzig Minuten nördlicher Breite das westliche Ufer im Gesichte behalten und dann so lange östlich steuern bis ein hoher Rücken von kluftigem Lande Nordnordost zu liegen kömmt, und eine kleine flache und ebene Insel sichtbar wird, die von der Spitze des hohen Landes westlich liegt. Dann muß man seinen Lauf nach demjenigen Theile des hohen Landes richten, der am östlichsten liegt und wie durch einen Fluß von dem anderen Lande getrennt zu werden scheint, welcher anscheinende Fluß aber bloß ein niedriger Landstrich ist, der bei dem Meere anfängt und sich dreißig bis vierzig Meilen weit in das Land hineinzieht. So wie man sich dem Lande nähert, sieht man die Gipfel der Bäume hervorkommen. Der Haven liegt an der Ostspitze des hohen Landes. An der Nord- und Westseite ist er gegen Südsüdwest von sehr hohem Lande umgeben, an der Ostseite aber befindet sich das vorhin erwähnte niedrige Land und an der Südostseite liegt die Pelikan-Insel, welche hoch und steil ist. Bei dem Ein-

laufen in den Haven, muß man diese Insel an der Steuerbordseite behalten. Die Durchfahrt ist enge, aber vollkommen sicher und man findet einen guten Ankergrund und ist gegen alle Winde geschützt. Innerhalb desselben muß man den Lauf so lange nach Nordnordwest richten, bis man ein großes weißes Haus zu Gesichte bekömmt, dann wirft man Anker in fünf Faden, in einem aus Schlamm und Sand vermischten Grunde. Die Stadt ist klein und liegt in einer Entfernung von ungefähr zehn Meilen von der Bai. Man muß gegen Nordwest und Südost Anker werfen. Man findet hier hinlängliche Erfrischungen und zwar um einen sehr wohlfeilen Preis.

II.

Abschrift eines Briefes des Verfassers an die Direktoren der Holländischen Ostindischen Kompagnie in Amsterdam.

London, den 23. Aug. 1796.

Verehrte Herren!

Ohnmöglich kann ich London verlassen, ohne Ihnen meinen herzlichen Dank dargebracht zu haben, für die menschenfreundliche und großmüthige Behandlung, die ich und vier Matrosen, nachdem wir den Malaien auf der Insel Celebes glücklich entkommen waren, zu Makassar erhalten habe.

Ich kam mit fünf Matrosen, in der Straße von Makassar, in einem Boote von unserm Schiffe ab, und wir waren gezwungen, nachdem wir mehrere Tage lang weder Wasser noch Lebensmittel gehabt hatten, und einer unserer Gefährten war getödtet worden, uns an die Eingebornen zu übergeben. Diese hielten uns zwei Jahre und sechs Monate in Gefangenschaft, in welcher Zeit wir viel zu leiden hatten, indem wir weder Kleider noch gehörige Nahrungsmittel hatten und jede Bequemlichkeit des Lebens entbehren mußten. Unsre Rettung war ein Werk der Vorsehung, denn als ich mit meinen Gefährten zu Makassar ankam, waren wir ohne Kleider, und von Kummer, Beschwerden und Mangel an Nahrung ganz entkräftet. Aber hier fanden wir bei dem Gouverneur von Makassar, William Pitts Jacobson, und dem Kapitän der Kompagnie, Alstromer, die menschenfreundlichste Aufnahme, indem sie uns nicht nur nährten und kleideten, sondern uns auch mit Gelde versahen und durch eine Proa auf ihre Kosten nach Batavia bringen ließen. Ich werde, so lange ich lebe, mich ihrer Güte und ihres Wohlwollens gegen uns dankbar erinnern.

Ich ersuche Sie, die eingeschlossenen Danksagungsschreiben nach Makassar zu befördern und unsere Dankgefühle öffentlich bekannt zu machen u. s. w.

III.

Abschrift eines Briefes des Verfassers an den Gouverneur von Makassar.

London, den 23. Aug. 1796.

Sir.

Ihrer Güte und Humanität hab ich es zu danken, daß ich mich jetzt in England befinde, und ich ergreife die erste sich mir darbietende Gelegenheit, Ihnen meinen aufrichtigen und herzlichen Dank für Ihre Freigebigkeit und Vorsorge für mich und meine vier Unglücksgefährten, als wir uns zu Makassar befanden, darzubringen. Sie bekleideten und speisten mich und machten mir es möglich, nach Batavia kommen zu können. Von dort bin ich nach Bengalen und endlich nach Europa gegangen, aber überall hin werden mich die Gefühle des wärmsten Dankes gegen sie und die Einwohner von Makassar, für die Güte, mit der sie mich und meine vier Unglücksgefährten, aufgenommen haben, begleiten. Empfangen Sie gern dagegen meine heißesten Wünsche für ihre Wohlfahrt. Ich werde sie zum Gegenstande meines täglichen Gebetes machen und Gott bitten, daß er Sie nie in eine der unsrigen ähnliche Lage kommen lasse.

Haben sie die Güte, dem Dolmetscher, Herrn Sennet, der mich so freundschaftlich beherbergte, so wie

auch Herrn Sißo und allen, die mir in meiner Verlegenheit beistanden, mich zu empfehlen. Ich bin u. s. w.

IV.

Schreiben des Verfassers an den Hauptmann Alstromer auf Makassar.

London, den 23. Aug. 1796.

Ich freue mich, Ihnen melden zu können, daß ich glücklich zu Batavia und von da in Bengalen angekommen bin und eine Menge von meinen Freunden angetroffen habe, die mich alle gütig aufgenommen haben. Jetzt bin ich in London, nach einer froheren Reise, als die war, die mich zuerst nach Makassar brachte, angekommen, und ergreife die erste sich mir darbietende Gelegenheit, Ihnen meinen herzlichsten Dank für die gütige Behandlung, die ich von Ihnen erfahren, darzubringen und Sie zu versichern, daß ich sie nie vergessen werde. Meine vier Matrosen gab ich zu Batavia an ein Schiff ab, das ihrer bedurfte, und ich selbst gieng, nachdem sie versorgt waren, von da mit einem Schiffe nach Bengalen. Jetzt bin ich in London und werde von hier zu meiner Gattin und meinen Freunden zurückkehren u. s. w.

Zweiter Anhang.

Zeugnisse für die Wahrheit der vorstehenden Geschichte.

An den Esq. W. Vaughan in London.

London, den 17. Sept. 1796.

Ich habe die Geschichte des Kapitän David Woodard's Unglücksfällen und Leiden unter den Malaien gelesen und gefunden, daß sie der Hauptsache nach mit seiner eigenen Erzählung davon übereinstimmt, die ich von ihm selbst und von den Kapitäns Hubbard und Millar in Ile de France oft gehört habe, da besonders der letztere die Wahrheit derselben sehr gut bezeugen konnte, weil er die vier Gefährten des Kapitän Woodards in Batavia an Bord seines Schiffes nahm. Ich kommandire das Amerikanische Schiff die Ascension, und befand mich zu gleicher Zeit mit dem Kapitän Woodard zu Bourbon, wo wir fast einen ganzen Monat zusammenblieben, und so wie ich ihn habe kennen lernen, bin ich überzeugt, daß seine Erzählung vollkommen Glauben verdiene.

Samuel Chase.

An den Esq. W. Vaughan in London.

Sir.

Ich habe die Geschichte des Kapitän Woodard mit Vergnügen gelesen und sie mit seiner eignen Erzählung, die ich oft von ihm selbst, als wir zu Cowes zusammenlagen, gehört habe, übereinstimmend gefunden. Auch hab ich den Kapitän Badcock und den Kapitän Hubbard, die mit mir zugleich in Ile de France waren und die allen Glauben verdienen und in Indien sehr bekannt und verehrt sind, von den Leiden des Kapitän Woodard und seiner Gefährten unter den Malaien sprechen hören, ja diese Geschichte ist mir sogar von zwei der Matrosen Woodards selbst erzählt worden, und alle diese Erzählungen stimmten in den Hauptsachen vollkommen überein u. s. w.

Elisha Shepherd.

Kapitän Woodard lebt jetzt auf einem kleinen Gute bei Boston in einer anständigen Unabhängigkeit.

Dritter Anhang.

Kurzes Wörterbuch der Malajischen Sprache.

Salam, wie befinden sie sich?
Buoy, ich befinde mich sehr wohl.
Tama, Land.
Cayo, Holz.
Wato. Stein.
Ire, Wasser.
Appee, Feuer.
Lout, das Meer.
Pulo, eine Insel.
Copal oder Capal, ein Schiff.
San Pan, ein Boot.
Ayo, die Sonne.
Bullon, der Mond.
Popie, die Sterne.
Room oder Rooma, ein Haus
Jara, ein Pferd.
Curriboa, ein Ochse.

Palam poam curriboa, eine Kuh, oder ein weibliches junges Rind.
Palam Poam, das Weibchen eines Thieres.
Bavee, ein Schwein.
Bou na vou oder auch Cabie, eine Ziege.
Beenbeer, ein Schaaf.
Lacki lacki, ein Mann.
Palam Poam, eine Frau.
Arna, ein Kind.
Marti, der Tod.
Tombola, die Musik.
Arantola, Gott.
Ougan. der Regen.
Mahomet, (das ist: Gott wird wiederkommen,) Mahomed.
Satan, der Teufel.
Marea, eine Kanone.
Snappar, eine Flinte oder Schießgewehr.
Nantuker, eine Drehbasse.
Pisou, ein Messer.
Vio, ein Spiegel.
Cress, ein Schwerdt oder Dolch.
Unbuno, ein Spieß.
Amas, Gold.
Ringee, ein Dollar.
Passeer, Eisen.
Tuan, ein Priester.
Tuan Hadjee, ein Hoherpriester.
Cuind, Tuch.

Banna, Zwirn.
Mejoa, ein Koch.
An angis, eine Thräne.
Pogunto, der Donner.
Punchuri, Diebstahl.
Bucharre, Krieg.
Teda bucharre, Frieden.
Tou rajah curritace, an den Rajah schreiben.
Moda, jung.
Tua, alt.
Pangang, lang.
Teda pangang, kurz.
Bannia Ougan, naß.
Teda ougan, trocken.
Panus, heiß.
Dinging, kalt.
Eyo, ja.
Teda, nein.
Capallo, der Kopf.
Paule, die Arme.
Bocha, die Beine.
Tie, der Unterleib, Bauch.
Bonnia sochet, sehr schlimm.
Buoy, sehr gut.
Giou, ein Ruder.
Liar, ein Segel.
Accorder, ein Kapitän.
Jeremoude, ein Steuermann.
Ouran, ein Schiffer.

Tedaer, schlafen.
Majolancruss, laufen.
Piggie de jaro, reuten.
Majolan, gehen.
Ouchou toau, piggie de ire, schwimmen.
Mundeo, baden.
Barrut, Südwind.
Timolout, Westwind.
Tarra, Ostwind.
Bossa ire, hohes Wasser.
Teda bossa ire, niedriges Wasser.
Ire delout, oder ire gura, Salzwasser.
Seda gara, süßes Wasser.
Proa, eine Kauffahrtei=Proa.
Garer, ein Seeräuber.
San pan oder auch lepa lepa, ein Kanot.
Echon, ein Fisch.
Satoo, Eins.
Dua, zwei.
Tega, drei.
Ampa, vier.
Leema, fünf.
Nam, sechs.
Tujou, sieben.
Delapa, acht.
Sambelan, neun.
Sopoulo, zehn.
Dua poulo, zwanzig.
Tega Poulo, dreißig.

Ampa poulo, vierzig.
Lema poulo, fünfzig.
Nam poulo, sechzig.
Tujou poulo, siebenzig.
Delapa ponlo, achtzig.
Sambelan poulo, neunzig
Seratos, hundert.
Mille, tausend.
Harri ini, heute
Esso, morgen.
Sautou bulon, ein Monat.
Sapua duo bulon, oder auch sauta toun ein Jahr.
Demingo, Sonntag.
Sautoo harri abysh, Gestern.
Demana duan? Wo ist der Tuan?
Teda de room, er ist nicht zu Hause.
Demana majolan chou? wo geht ihr hin?
Disanna de room, hinter jenes Haus.
Apa mau chou? was begehrt ihr?
Muchon, etwas zu essen.
Sauda maou muchon? wollt ihr essen?
Apa mau nassi oder jagou? wollt ihr Reiß oder Korn?
Nassi buoy, der Reiß ist gut.
Coco buoy, Pisang ist gut.
Ochou maou piggie delot ambe echon, ich will fischen gehen.
Ouchon piggie mundeo, ich will baden gehen.
Piggie room de rajah, ich will zum Rajah gehen.
Ochou maou via Tuan Hadjee, ich wünschte Tuan Hadjee zu sehen.

Demanna didolam de Dungally? welches ist der Weg nach Dungally?

Adda jou? Teda jou? Ist es weit? Ist es nicht weit?

Joa, es ist weit.

Teda jou cediqui, es ist nicht weit.

Chou muchon bannia, ihr esset viel.

Narra tycormi, ich war sehr hungrig.

Ada umpon? habt ihr etwas Geld bekommen?

Cidequi, wenig.

Banya, viel.

Banboun chou, ihr lüget.

Teda panboun, ich lüge nicht.

Ochou menta timiloca, gebt mir einige Pataten.

Ochou menta clappar, gebt mir einige Kokosnüsse.

Ochou menta nassi, gebt mir etwas Reiß.

Ochou menta triboli, gebt mir einige Kürbisse.

Janga tachou, seyd unbesorgt.

Merri decini, kommt her.

Me capal pitcher, ich bin verschlagen worden.

Capal apysh, ich hab mein Schiff verloren.

Ochou menta chidegru muchou, gebt mir zu essen.

Langee, ich bin müde.

Ochou maou teda, ich möchte schlafen.

Ochou adda Ingris, Bengal, commide room, ich bin ein Engländer und komme von Bengalen.

Ochou maou piggie Macassar, ich will nach Makassar gehen.

Sausu palam poam currabo buoy meechan ana, Ihr

sollltet eure Kühe melken und die Milch euern Kindern zum Frühstück geben.

Etou ouran toude dolan, ein Führer, (das heißt: dieser Mensch weiß den Weg.)

Jang assouca, seyd zufrieden.

2

J. H. Tuckey's, Esq.

Ersten Lieutenant's auf dem Schiffe Kalkutta,

Bericht von einer Reise

nach

Neu-Süd-Wallis,

um

zu Port-Philipp in der Baß's Straße eine Kolonie anzulegen.

Gethan in dem Schiffe Kalkutta in den Jahren 1802, 1803 und 1804.

Aus dem Englischen.

Weimar,
im Verlage des F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs
1805.



Vorerinnerung.

Die ganz neue, kleine Reise, die wir hier in Teutscher Uebersetzung dem Publikum vorlegen, ist erst in diesem Jahre zu London erschienen, unter dem Titel:

An Account of a Voyage to establish a Colony at Port-Philipp in Baſs's Strait, on the South-Coast of New-South-Wales, in his Majesty's Ship Calcutta in the Years 1802-3-4. By *I. H. Tuckey*, Esq. First Lieutenant of the Calcutta.

Mit dem Motto:

„Bear Britain's thunder, and her cross display,
To the bright regions of the rising day;
Tempt icy seas, where scarce the waters roll,
Where clearer flames glow round the frozen pole,
Or under southern skies, exalt their sails,
Let by new stairs, and borne by spicy gales."

POPE'S Windsor Forest.

London, 1805 — 239 Seiten in 8.

Zwar ist der Inhalt nicht so wichtig, als der Titel hoffen läßt, und wenn man (wie in dieser Uebersetzung wolbedächtlich geschehen ist) die häufigen Digressionen, Floskeln, Deklamationen und Citate wegschneidet, die doch warlich hier am unrechten Orte stehen, so schrumpft das Ganze, das im Originale auf 15 Druckbogen ausgedehnt ist, auf die wenigen Bogen zusammen, die hier dem Publikum vorgelegt werden; diese enthalten aber den wahren Saft und Kern des Werkchens, das immer als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, so wie zur Geschichte der Fahrten nach Australien angesehen werden darf, wenn es auch, seiner Kürze wegen nicht Aller Wünsche befriedigt.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Fünftes Kapitel.

Zusätze.

J. H. Tuckey's
Engl. Marineoffiziers,

Reise
nach

Neu-Süd-Wallis.

Aus dem Englischen.







